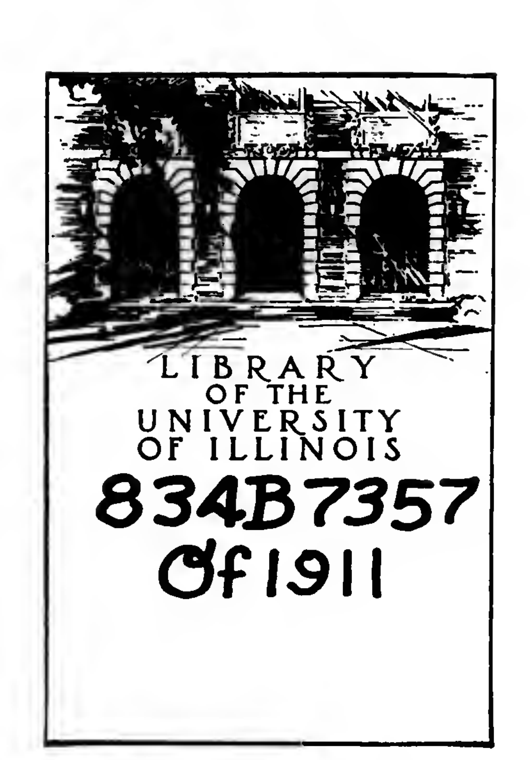

Ostpreußische Volksbücher
II.
Freud und Leid
von
Frieda Jung.





Ostpreußische Volksbücher
2. Bändchen.

Freud und Leid

von

Frieda Jung.

4. Auflage. — 8. Tausend.

Verlag
C. Sterzel's Buchhandlung (Gebr. Reimer)
Gumbinnen 1911.



Freud und Leid.

Wenn die Freude pocht, das klingt so traut
Wie ein süßer, heller Frühlingslaut.
„Freude, liebe Freude, schnell herein!
Liebe Freude, lang' schon harr' ich dein!"
Und sie lächelt, legt den Mantel ab.
„Weißt du, was ich hier im Bündlein hab'?
Viel! Mich dünkt, es reicht für jeden Tag!
Eine Rose, einen Finkenschlag,
Eine Arbeit, die dir wohl gelang,
Einen Groschen Spargeld, blink und blank,
Einen Freundesgruß, ein Sonntagskleid,
Für die Armut Brot und Wein bereit,
Kinderjubel unterm Weihnachtsbaum,
Über Gräbern einen Ostertraum,
Eine Eichenheimat, lenzdurchweht,
Grün und licht, drin jeder Deutsch versteht,
Deiner Lieben Liebe inniglich!
Nimm dir etwas, nimm — und freue dich!"

Pocht das Leid, das klingt so tief und bang
Wie ein windverwehter Glockenklang.
„Böses, liebes Leid, wer schickte dich?
Ach, ich träumte! Warum weckst du mich?"

Doch es lächelt, legt den Mantel ab.
„Weißt du, was ich hier im Bündlein hab'?
Für das Auge lichten Perlenglanz,
Für die Stirne einen Siegerkranz,
Für die Seele heiliges Versteh'n,
Für die Brust ein Kreuz. Nun bist du schön!
Flügel noch! Die Sehnsucht steuert dich!
Nimm, nimm alles hin — und segne mich!"

Freud und Leid, ich beuge tief mein Haupt,
Seid mir willkommen! Meine Seele glaubt;
Glaubt, daß sie, ob sie auch fehlt und irrt,
Dennoch still durch euch vollendet wird.
Formt und biegt mein Herz! Es gibt sich drein,
Lacht und weint sich still in Gott hinein.





Tante Seidel.

Seit Jahren habe ich in Bezug auf meine Tante Seidel in meinem Herzen das Gefühl des Unbefriedigtseins, fast eines innern Vorwurfs. Wie warm sie ihre Hände auf meine Schultern legte! Wie innig sie mich ansah! „Friede, kann ich mir fest darauf verlassen, daß Du mir einmal in Deine Lebensgeschichte aufnehmen wirst?“

„Aber Tantchen! Wer sollte wohl ein Interesse an meiner Lebensbeschreibung haben! Sieh mal, danach fragt man nur bei Menschen, die wirklich etwas können.“

„So — und Du kannst wohl nichts? Gewiß kannst Du was! Denn aber frag' ich Dir bloß: Wer hat Dir zu Ruhm und Ansehen verholfen? Ich hab' Dir zu Ruhm und Ansehen verholfen! Und wie sagt das Fräulein Ziegler? „Frau Seidel, lassen Sie ihr im Kindergottesdienst unterrichten! Zum Dank dafür nimmt sie Sie einmal in ihre Biographie auf.“ Nun laß ich Dir unterrichten — also — —!“

Ich befand mich in größter Verlegenheit. „Fräulein Ziegler hat einen Scherz gemacht, liebste Tante."

Aber dann, als ich sah, daß die alte Frau ganz gekränkt war, fügte ich rasch hinzu: „Sollte ich aber wirklich einmal so weit durch meine Verschen kommen, dann erzähle ich auch den Leuten, wie gut Du zu mir gewesen bist."

„Schreiben mußt Du's, Friede, schreiben! Und auch, was ich alles gesagt hab' und worüber Du Dir immer so freust!"

„Auch das."

„Wirklich, Friede?"

„Wirklich, Tantchen." — — — — — — —

Und dann, wenige Monate später — Tante Seidel hatte ihre guten, treuen Augen bereits für immer geschlossen, und jene erwähnten Verse von mir waren wirklich über unser Städtchen hinausgeflattert — hielt ich eines Tages einen Brief in der Hand. „Man möchte nun auch gern etwas über Ihr Leben wissen. Bitte senden Sie uns eine kurze Biographie!"

Mir kamen beinahe Tränen in die Augen. „Wirst Du ihr drin aufnehmen?" fragte das braune Sofa, auf dem ich damals mit Tante Seidel zusammengesessen hatte und auf dem ich nun allein saß. „Wirst Du ihr drin aufnehmen?" wiederholte der Tisch und der Schrank und der Ofen. Der

war zu Tante Seidels Lebzeiten immer so schön warm gewesen; jetzt war er nur so — — doch das gehört hier nicht her.

„Ich möchte ja," antwortete mein Herz schüchtern. „Aber da steht doch: eine kurze Biographie! Wie dürfte ich da so lange bei Dir verweilen, liebe Tante Seidel? Und dann — meine Feder ist noch so ungeschickt; sie könnten über Dich lachen, ohne Dich in Deiner Eigenart lieb zu gewinnen. Da müßte ich ja vor Scham vergehen!"

Also setze ich mich bei acht Grad „Hitze" — für Tante Seidel hatte es nur Kälte und Hitze gegeben — an den Schreibtisch. Und wie ich mit Schnellzugsgeschwindigkeit durch die Jahre der Vergangenheit sauste, machte ich nur einen Herzschlag lang Halt und schrieb mit feuchten Augen: „Dann lebte ich einige Jahre als Gesellschafterin bei einer alten, lieben Dame" — und fuhr weiter.

Aber mein Herz ist davon nie befriedigt gewesen — und das Rechtsgefühl und der Schalk in mir auch nicht.

Und darum nehme ich jetzt nach Jahren noch einmal die Feder zur Hand — diesmal in einem eigenen, hübschen, blumengeschmückten Zimmer, in dem das Thermometer vierzehn Grad über Null zeigt — um auf meiner Lebensstation „Tante Seidel" einen ordentlichen Besuch zu machen und mir einen großen, lieben Erinnerungsstrauß mit heimzubringen. — — — — — —

Also gleich zum Beginn: Tante Seidel war gar nicht meine Tante. Wir waren überhaupt nicht miteinander verwandt. Tante Seidel war meine „Brotfrau“, wie sie sich in jenen Momenten nannte, in denen sie es für nötig hielt, mir den gesellschaftlichen Abstand zwischen uns einmal klar zu machen. „Friede, ich achte Dir und ehre Dir — aber das mußt Du nie vergessen, daß ich drei Häuser habe und Deine Brotfrau bin!“ (Sie sagte das als Gegenstück zu „Brotherr“.)

Gewöhnlich aber gab sie sich ganz als meinesgleichen und war so gut und liebevoll zu mir, daß ich gern darauf einging, sie „Tantchen“ zu nennen und mich von ihr beim Vornamen anreden zu lassen. Sie sagte aber immer „Friede“ — nicht Frieda — und sagte es oft so schön und weich, daß ich es fast wie eine Liebkosung empfand. — Wie ich zu Tante Seidel gekommen? Ich war in mehreren vornehmen Häusern Erzieherin der jüngern Kinder gewesen und, obgleich dieser Beruf mir geradezu teuer war, allmählich sehr nervös und müde geworden. Sehr! Es ging nicht mehr weiter.

Da trafen wir einmal irgendwo zusammen. Aus dem roten, runzligen Gesicht der alten Frau lachte mir ein Paar überaus freundlicher Augen entgegen, und sie sagte, bei ihr wäre es sehr still, und wenn ich zu ihr kommen wollte, würde sie sofort mit mir „an der See“ gehen und ich sollte rote Backen bekommen.

Da sagte ich zu.

„Wann gedenken Sie Mertin*) zu machen?"

„Ich bin frei; ich kann eintreten, wann es Ihnen paßt."

„Schön, mein Herzchen! Also übermorgen!"

Ich sprach dann mit einigen Bekannten über die Sache; die rieten auf das entschiedenste ab.

Wenn sie noch so dächten, wie Frau Seidel früher mit ihren Korbwaren auf dem Markt „ausgestanden"!

Ich aber hörte kaum hin; ich dachte nur an die verheißene Stille.

Und am übernächsten Tage stand ich dann wirklich in der großen, sonnigen Wohnung der alten Frau. Zwischen einfachem Hausrat, der wohl noch aus den ersten Jahren ihrer Wirtschaftsführung stammen mochte, nahm sich eine Menge eleganter, auf Auktionen erhandelter Möbel ziemlich komisch aus, und in völlig wertlosen Ton- und kostbaren Kristallvasen steckten trotz des blühenden Sommers da draußen unbeschreiblich viel Stroh- und Papierblumen. Aber aus allen Ecken und Eckchen duftete es nach Liebe und Heimatglück — und diesem Duft bin ich zu allen Zeiten meines Lebens mit besonderer Sehnsucht nachgegangen.

Gleich beim ersten Mittagessen schenkte Tante Seidel mir einen schönen silbernen Löffel. „Es

---

*) Martini, Ziehtag der ländlichen Dienstboten.

schmeckt besser, wenn einer aus sein Eigenes ißt," sagte sie kurz, und dann trug sie mir, wie bereits erwähnt, das „Du" an.

Nach zwei oder drei Tagen ging es ans Packen.

„Meine Gesellschaftsdame muß an der See," sagte sie zu dem Optiker, bei dem sie sich noch auf dem Wege zum Bahnhof ein Lorgnon kaufte.

„Meine Gesellschaftsdame muß an der See. Zwei Billette zweiter Klasse!" Sie drängte sich an den Schalter. „Wir fahren von S. aus überhaupt mit dem D-Zug."

„Tantchen," sagte ich leise, „darf ich das nicht besorgen?"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Andermal, Friede, andermal. Wenn wir Dritter fahren!"

Dann stiegen wir in den Zug. Unser Coupé war leer, was mir im Augenblick sehr willkommen war. Das Herz war mir doch ein wenig schwer geworden.

Der Schaffner kam und forderte die Fahrkarten. „Hören Sie mal. Sie kommen mir so bekannt vor," sagte Tante Seidel freundlich, während sie ihre dicke goldene Uhrkette um den Finger wickelte. „Sind Sie nich vielleicht verwandt mit die Huberts, die früher in Klein Kalkdorf wohnten. Wo die acht Kinder hatten, und der Älteste konnte nicht das R aussprechen?"

Nein, er kannte die Huberts gar nicht; er hieß Preuß. Aber unsere Bekanntschaft war nun gemacht;

Tante Seidel stellte uns vor — sie stellte uns in den folgenden Wochen überhaupt jedem Menschen vor, mit dem wir zusammen kamen — und der Mann erzählte, was ihm auf dem Herzen lag.

Dieser Heinrich! Seine Frau meine immer, der Fritz sei der Hübschere. Na — der Hübschere, das wolle er allenfalls zugeben. „Aber Madamchen, kommt es wohl heutzutage darauf an? Ob einer Grips hat, darauf kommt es an. Sehen Sie, gestern singt meine Frau ein Lied. Fein, sag' ich Ihnen. Da heißt es zum Schluß: Ich sterbe den schönen Soldatentod. ‚Unsinn,' sagt mein Heinchen (hören Sie, der Bengel ist Ihnen noch nicht fünf Jahre alt), ‚Unsinn,' sagt er, ‚so kann es nicht heißen. Es muß heißen: Ich schieß' den schönen Soldaten tot!'"

Er hielt an und beobachtete mit leuchtenden Augen die Wirkung seiner Worte.

Tante Seidel mußte erst eine Sekunde nachdenken. Dann brach sie in ein dröhnendes Lachen aus und schlug sich einige Male mit der beringten Hand aufs Knie.

„Ja, der Bengel hat allerdings Grips; das muß ich beigeben. Friede, pack mal die Bonbons aus!"

Ich tat es mit Freuden, während Tante Seidel nun ihrerseits mit aller Gewalt das Gespräch auf sich lenkte. Auch sie hätte es immer mehr im Verstand als in der Schönheit gehabt; denn wenn sie

damals nicht zur rechten Zeit den Bauplatz so günstig gekauft — ob er wohl meine, daß man mit Korbwaren drei Häuser verdienen könne, und jetzt gar an der See gehen und — —. —

In diesem Augenblick hielt der Zug, und der Schaffner verließ uns mit herzlichem Händedruck. Es war die Station, an der er abgelöst wurde.

Wir beide blieben nun allein zurück und sprachen über unser Reiseziel.

„Friede," sagte Tante Seidel, „Du mußt dort immer so machen, als ob Du mir vergötterst. Gleich beim Aussteigen. Erst legst mir das Reisekissen unter diesen Fuß, nachher unter diesen. Das wird einen guten Eindruck machen."

„Aber wenn Du auf dem Kissen stehst, kann ich es doch nicht vorziehen, Tantchen. Du würdest ja dann doch umfallen."

Das sah sie ein.

„Ach so! Na denn aber sonst! Du wirst schon wissen."

Von K. aus fuhren wir mit dem Dampfer, viele Stunden hindurch.

Wir saßen auf dem Deck. Die Sonne spielte mit den blauen Haffwellchen und erzählte ihnen, daß dort jenseits des gelben, sich lang hinziehenden Sandstreifens viele Tausende, Tausende ihrer vornehmen Schwestern wohnten; die zögen oft glasgrüne Kleider an und trügen blitzende weiße Kronen. Und einige

besonders kluge Wellchen, die schon einmal mit dem Südwind bis Memel gereist waren, raunten leise: Ja, wir sahen sie.

Nicht weit von uns entfernt saßen zwei sehr vornehm aussehende Herren in lebhafter Unterhaltung. Zuweilen klang das Wort „China“ zu uns herüber.

„Komm, wir setzen uns deichter ran,“ sagte Tante Seidel. „Die sind klug; da können wir uns belernen.“

Sie stand auf und nahm in unmittelbarer Nähe der beiden Platz. Es war mir über die Maßen peinlich; aber ich mußte ihr nun doch folgen.

Der Herr, der gesprochen hatte, wandte sich unwillig nach uns um und machte eine Pause.

„Sprechen Sie man ruhig weiter,“ ermunterte ihn Tante Seidel freundlich, „ich hör' das gern. Wissen Sie, so was vom Ausland, das interessiert mir ungeheuer.“

Der Herr machte Miene, den Platz zu verlassen; aber der andere hielt ihn zurück und sagte nach uns gewendet abweisend: „Wir sprachen nicht zu Ihnen!“

Ich war blutrot geworden. „Tantchen, ich bitte Dich,“ flüsterte ich erregt.

„Du hast mir nichts zu bitten, auch nichts zu berufen! Das sag' ich Dir ein für allemal,“ antwortete Tante Seidel laut. „Wenn mir was interessiert, hast Du mir bloß sein zu lassen!“

Da schmolz bei den beiden Fremden das Eis. Sie lachten, daß sie sich schüttelten, wandten sich,

ergeben in ihr Schicksal, mit ihren Feldstühlchen zu uns herum, und der Herr, der vorher gesprochen, begann seine Reisebeschreibung noch einmal von Anfang, damit Tante Seidel den Zusammenhang hätte.

Wie sie nun lauschte! Wie sie nun glücklich war! Ihr rotes, freundliches Gesicht glänzte förmlich vor Aufregung und Freude. Sie erlebte alles mit; sie verstand das meiste, und wenn sie etwas nicht verstand, fragte sie mit einem so heißen Interesse, daß es dem Herrn geradezu Spaß zu machen schien, seine Erklärungen ihrem Verständnis anzupassen. Sobald ihr dann die Sache klar war, brach sie in ein lautes glückliches Lachen aus. „Na wenn so — denn ja! Einer muß Ihnen nur immer erst auf alles bringen."

Einmal machte sie eine so treffende Bemerkung, daß der Erzähler innehielt und seinen Begleiter ansah. „Was meinen Sie, Herr Kollege, wenn unsere Studenten so zuhörten!"

Als wir an unserem Reiseziel angekommen waren, trennten sich die Herren von uns in gleicher Weise wie der Schaffner — mit freundlichem Händedruck.

„Na siehst Du," sagte Tante Seidel zu mir, „und da wolltest Du durchaus nich heran. Es waren ja gewiß bloß Handlungsreisende; aber reden konnten sie wie ein Buch, und nach China möchte ich schrecklich gern mal zureisen!" — —

Die ersten Wochen waren für mich dann aber doch ziemlich hart; ich will sie übergehen. Später lernte ich mich schicken, und noch später die alte Frau lieb haben — sehr lieb.

Und an dieser Stelle will ich einsetzen.

In dem Badeort fand an jedem Mittwoch ein Tanzvergnügen für Kinder, ein sogenannter „Knospenball" statt.

Einmal gingen wir an dem weit offen stehenden Saal vorüber, der schon erleuchtet war, obgleich noch der ganze Himmel in herrlichstem Abendrot glühte. Die Klänge der „ganzen kleinen Frau" übertönten das Rauschen der alten Buchen, das ferne geheimnisvolle Anschlagen der Meereswellen. Süße kleine Mädchen zu Dämchen, herzige Jungen zu Herrchen herausgeputzt, drehten sich da drinnen mit einander im Kreise herum.

„Wie traurig!" sagte ich.

„Nich wahr, es ist um auf den Tisch zu schlagen," stimmte Tante Seidel mir bei. „Du weißt, Friede, ich laß für das kleine Kropzeug mein Leben. Aber so was! Und sag' mal, brauchen solche Kinder denn schon Sträußer? Aber da muß ja natürlich in der Gärtnerei gegangen und ein Strauß auf Draht gekauft werden! Na — die Welt wird ja wohl nächstens Pankrott ansagen!"

Am anderen Tage saßen wir zusammen im Walde. Die Vögel zwitscherten, und von ferne

sang das Meer. Tante Seidel sah aus, als ob sie gebetet hatte.

„Nun erzähl' mir was ganz, ganz Feines, Friede!"

Es wollte mir nichts einfallen, und in meiner Verlegenheit brachte ich noch einmal das Gespräch auf den vergangenen Abend.

„Ich hab' darüber ein Gedicht gemacht," sagte ich schüchtern.

Tante Seidel lachte: „Aber Mensch, das geht ja gar nich. Gedichte werden nich gemacht; die werden gedruckt." Sie bemühte sich sichtlich, ihrem Ton alles Verletzende zu nehmen.

„Doch, Tantchen! Erst müssen sie einem einfallen; dann schreibt man sie auf — und dann erst kommt manchmal das Drucken. Ich möchte Dir so gerne meinen „Knospenball" hersagen, Tantchen, darf ich?"

Sie saß auf einem grün überwachsenen Baumstumpf, ich zu ihren Füßen am Waldboden; lichte, biegsame Farne schmiegten sich an mein Trauerkleid.

Da legte ich meine Hände in ihren Schoß und begann. Und meine Stimme zitterte; denn es war das allererste Mal, daß ich eigene Verse vortrug.

„Seht ihr die jungen Knospen dort im Garten,
Wie still da Blättchen sich an Blättchen drückt?
Nicht wahr — sie müssen träumen, müssen warten,
Bis ihnen Gott die rechte Stunde schickt.

Und dann erst, wenn der Lenz vorbeigegangen,
Mit leisem Hauch gesegnet ihren Glanz,
Folgt der erblühten Rose volles Prangen;
Dann führt sie erst der Sommerwind zum Tanz.

So laßt auch eure Knospen sich bescheiden
Mit Sonnenschein und lichtem Morgentau!
In blauen Märchenflor mögt ihr sie kleiden,
Sie schmücken mit den Blumen auf der Au'!
Ein neckend Spiel in Wald und Feld und Wiese,
Ein helles Frühlingslied im Widerhall!
Macht ihnen euer Haus zum Paradiese,
Ihr Eltern, ach — doch schickt sie nicht zum Ball!

Es könnte in die jungen Knospen fallen
Ein blendender, ein gar zu heller Schein,
Und litte auch nur eine unter allen —:
Es könnte eure just die eine sein!
Es könnte doch das allzu schnelle Reifen
Der Knospe nehmen Schmelz und Duft und Glanz,
Das Kinderlächeln von den Lippen streifen.
Ihr Eltern, nein — schickt sie noch nicht zum Tanz!

Bald geht ja in Erfüllung euer Hoffen;
Bald tritt die Jugend in die holden Reih'n.
Dann laßt sie sehn den weiten Himmel offen!
So ist's gewesen — und so soll es sein!
Dann laßt im Tanz die Herzen schneller schlagen;
Das war in alten Zeiten auch der Fall.
Und glaubt ihr's nicht, könnt ihr Großmutter fragen,
Die auch getanzt — doch nicht auf Knospenball."

Es wird mir schwer, den Eindruck zu beschreiben, den diese Anfängerverse auf meine Tante Seidel

machten. Die liebe, alte Frau geriet förmlich außer sich. Sie umschlang mich mit beiden Armen und sagte mir alle Schmeichelnamen, die sie nur wußte. Sie streichelte mich und küßte mich, und als sie sich über mich beugte und sagte: „Friede, ich hab' Dir lieb" und „Friede, ich halt' was von Dir," da legte ich meinen Kopf in ihren Schoß und hatte das Gefühl, als ob etwas, das in mir kauerte, sich aufrichtete und einen Stab bekam.

Nun möchte ich mir an dieser Stelle noch eine Bemerkung erlauben. Wenn ich in der Folge von Tante Seidels Bewunderung über meine Verse sprechen muß, so tue ich dies in dem unbedingten Vertrauen, darin nicht mißverstanden zu werden. Ich wußte und weiß, wie unsagbar wenig solch ein Stammeln bedeutet. Aber ich kann diese Bewunderung nicht übergehen, weil sie ein Stück von meiner Tante Seidel war, und weil ich auch gern zum Ausdruck bringen möchte, wie dieses Übermaß von Schätzung meinem damals vollständig zerbrochenen Selbstgefühl bessere Dienste tat, als die schönste und klarste Meisterkritik wohl je zustande gebracht hätte.

Gott weiß, was er tut; selbst das Lächerliche muß ihm dienen. — — — —

Da Tante Seidel es für standesgemäß hielt, in einem Sommer zwei Badeorte zu besuchen, so reisten wir bald darauf von R. nach N. Ich machte unterwegs noch einen Abstecher zu einer Freundin und

kam deshalb einen Tag später in der äußerst besuchten Pension an.

Da war mein Schicksal bereits besiegelt.

Meine Vorstellung bei der Mittagstafel erregte allgemein großes Vergnügen. Die jungen Mädchen kicherten; ich sah, wie die mir zunächst sitzenden Damen eigentümlich lächelten und ein paar Herren ihr Glas aufsetzten.

Später erfuhr ich, was Tante Seidel von mir erzählt hatte. „Ich begeistere ihr mit irgend was, und dann dichtet sie immer.“

Nach einigen Tagen aber war ich als „ungefährlich“ erkannt worden. Da zogen sich nun einige, die wohl allerlei herrliche Witze an mir zu erleben gehofft hatten, zurück. Andere dagegen suchten sich mir zu nähern; sie mochten das Gefühl haben, etwas gut machen zu müssen.

So geschah es, daß ein Bäumlein, das bisher vollständig im Schatten gestanden hatte, sich auf diese ungewöhnliche Weise plötzlich in helles Sonnenlicht gerückt sah.

Wenn ich mit Tante Seidel einsam auf der Uferpromenade saß — da sie sehr „völlig“ war, strengten weitere Spaziergänge sie an —, dauerte es gewöhnlich nicht allzulange, bis die schlanke Professorsfrau aus O. oder die lieben Pastorsleute aus L. oder der weißhaarige Doktor aus G. oder noch vier oder fünf andere Personen des Weges daherkamen,

sich zu uns setzten und liebenswürdig mit uns plauderten.

Den Doktor hatte Tante Seidel besonders ins Herz geschlossen. Sie sprach mit ihm viel über — Fachwissenschaft. Als sie sich jedoch einmal ein winziges Splitterchen eingerissen, daß wir selbst mit leichter Mühe hätten entfernen können, konsultierte sie mit tiefstem Ernst einen blutarmen, blassen Studenten, mit dem sie noch kaum gesprochen hatte, und ließ ihm darauf ein Kuvert mit zwanzig Mark „für ärztliche Bemühungen“ zugehen.

Hier will ich übrigens vorgreifen und gleich erzählen, daß die Freundschaft mit Dr. S. überhaupt nicht von Dauer war. Tante Seidel bekam nämlich im Laufe des folgenden Jahres eine Broschüre von ihm in die Hand, in der er unmutig die Bemerkung machte, „einem Arzt erlaube sich jedes alte Weib in seine Kur hineinzupfuschen“, und Tante Seidel bezog diesen Ausspruch auf sich, obgleich die Schrift bereits vor zwei Jahren erschienen war.

„So ein Mensch!“ sagte sie wehmütig. „In die Augen läßt er sich von einem belernen; denn sieh mal, Friede, ich hab' ihm ja wirklich manches beigebracht, und hinterrücks schreibt er: „Altes Weib“ und redet von „Fuschen“! Was heißt überhaupt fuschen? Fuschen heißt, bei die Körbe nich ordentlich den Henkel einflechten, so daß er ausreißt, wenn einer mit ihm bloß ein Vierteljahr auf den

Marcht*) gegangen ist. — Friede, das Buch ist nich bloß anzüglich, es ist auch noch dumm."

Während unseres Aufenthaltes in N. aber hielt Tante Seidel, wie gesagt, noch viel von dem alten Herrn und erzählte ihm auch allerlei aus ihrem Leben.

„In meine Kindheit hatt' ich nich viel Freud'," sagte sie einmal ernst. „Es ging mir wie jenem Hütejungen: Im Sommer donnerte es immer, und im Winter mußte ich in der Schule gehen!"

Solch ein Satz machte dann in der Pension die Runde und sicherte Tante Seidel stets eine vergnügte Zuhörerschaft. Auch sie selbst war stets sehr fröhlich, und nur kurz vor unserer Abreise verlor sie einmal das Gleichgewicht.

Dr. S. war die Ursache hierzu.

„Sie wollen uns morgen schon verlassen, liebe Frau Seidel," sagte er beim Mittagstisch, „und Ihre Gesellschaftsdame — Tante Seidel nannte mich zu Fremden nie anders — hat noch nicht einmal den Nixensee gesehen."

„Ja, da kann ich auch nich für!" Sie zuckte mit den Schultern. „Der Nixensee ist mir zu weit."

„Aber vielleicht beurlauben Sie Frau Frieda für den heutigen Nachmittag! Wir machen alle einen Spaziergang dorthin."

„Ich denk' nich dran."

„Liebste Frau Seidel!"

---

*) Markt.

Auch ein paar Damen fingen an, für mich zu bitten.

Da wurde Tante Seidel dunkelrot, sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wenn ich nein sag', denn sag' ich eben — nein! Wer hat ihr gemietet, Sie oder ich? Unter wems Tisch setzt sie ihre Füße, unter Ihrem oder unter meinem? Ich denk', wenn ich zwei Säsongen durch mit ihr im Bade bleib', denn kann sie zufrieden sein!"

Sie sah unter der Tischgesellschaft langsam von einem zum anderen. Heiligstes Rechtsbewußtsein funkelte ihr nur so aus den kleinen Augen. „Friede, komm'," sagte sie dann kurz und verließ mit mir so rasch den Speisesaal, daß wir nicht einmal mehr hinter uns lachen hören konnten.

Ich glaube, ich hatte an dem Nachmittag beinahe Lust, die Gekränkte zu spielen. „Es ist doch bitter," dachte ich und zeichnete Figuren in den gelben Seesand. „Es ist doch bitter!"

Aber als Tante Seidel meine Hand streichelte und, auf das unendliche Meer deutend, sagte: „Sieh mal, Kind, dieser See ist ja viel größer und schöner als der im Wald, und was macht ein Christenmensch sich wohl aus die Nixen draus?", da nickte ich ihr wieder so recht von Herzen zu.

Und die Wellen blitzten. Die Sonne rollte auf ihrem goldenen Wagen immer weiter — immer tiefer. Dann, als sie untergegangen war und

Wolken und Wellen sich rosig färbten, während nach dem Horizont hin ein Silberstreifen über dem Wasser lag, kam mir ein kleines Lied.

Es hat der goldne Abendschein
Geküßt die stille Flut.
Nun steigt es in ihr Angesicht
Wie dunkle Purpurglut.

Er legt ihr um das blaue Kleid
Ein flimmernd Gürtelband.
Zwei Königskinder — halten sie
Sich lächelnd an der Hand.

Umdämmert liegt die Düne da
In träumerischer Ruh'
Und schaut dem goldnen Sonnenglück
Der schönen Herrin zu. — — —

Wir kehrten nunmehr eilig in unser Pensionat zurück, und ich freute mich, daß auch dort die Mißstimmung, die während der Mittagstafel eingetreten, spurlos verschwunden war. Dr. S. schien jedoch von seinem Vorhaben, mich für einige Stunden von meinem Dienst zu befreien, nicht abgekommen zu sein.

„Es ist da wieder von der Redaktion der Berliner Zeitung eine Preisaufgabe gestellt," sagte er wie absichtslos zu Tante Seidel. „Schade, daß ich nicht dichten kann!"

Sie zuckte mit den Schultern. „Ja, das ist eben so verschieden in der Welt: einer kann Pocken

spicken*), und einer kann Verse machen! — Sieh mal, Friede, wenn das Deine Zeitung wär' —"

„O, es kann sich da jeder beteiligen, der Lust hat. Der Preis ist ziemlich hoch — hundert Mark." Er sah nach der Uhr. „Leider muß ich jetzt nach der Plantage, sonst hätte ich die Sache mit Frau Frieda — —"

Da sprang Tante Seidel auf, holte aus dem Nebenraum meine Jacke und hielt sie mir hin.

„Ja, das hilft denn nich! Denn geh' Du man geruhig mit, Friede. Ich werd' mir heute Abend ganz allein beschicken. Den Preis mußt Du kriegen!"

Der Abend wurde dann im Kreise von zehn oder zwölf lieben Menschen wirklich sehr schön für mich und brachte mir ein paar kleine Überraschungen, und am folgenden Tage gestaltete sich auch der Abschied von Tante Seidel so, daß ich zu der Überzeugung kam, die Sprache eines gütigen, edlen Herzens werde, wie sie sich auch äußert, gottlob von jedem verstanden, der selber ein Herz in der Brust trägt, und nur Kälte und kleinlicher Sinn könnten sie nach dem Gewicht von Dativ und Akkusativ werten.

Doch wäre ich auch ohne diese Erfahrung in dem wirklichen Wohnort von Tante Seidel wohl allmählich in dieser Beziehung zur Ruhe gekommen. Hier, wo fast jeder ihrer Nachbarn schon einmal

---

*) impfen.

ihre tatkräftige Unterstützung erfahren oder sich doch zum mindesten einen überaus praktischen Rat von ihr geholt hatte, wo die Kinder auf der Straße ihr zulächelten — hier trat die Komik ihres Wesens vor ihrer äußeren und inneren Tüchtigkeit weit zurück. Die Gewohnheit kam dazu, und bald fühlte ich mich in dem neuen Heim durchaus zufrieden und behaglich.

Solange ich lebe, werde ich die rührende Rücksichtnahme nicht vergessen, die Tante Seidel mir angedeihen ließ, sobald ich nur eine Feder zur Hand nahm.

Es konnte ja möglicherweise ein Gedicht werden! Es konnte doch.

Und um dieser Möglichkeit willen brachte sie zehnmal vergebliche Opfer. Sie unterdrückte mit Anstrengung ihren oft wiederkehrenden Hustenreiz. Sie suchte, wenn das Mädchen gerade etwas zu fragen hatte, ihre Weisungen und Befehle durch allerlei Zeichen und Bewegungen auszudrücken, so daß sie oft mit Händen und Füßen arbeitete, und wurde, wie sie es selbst nannte, empörend, wenn jemand von ihren Einwohnern etwa zufällig mit einem Anliegen erschien.

Wenn dann wirklich, was ich niedergeschrieben hatte, ein Gedicht war — manchmal war es mir vorher beim Staubwischen eingefallen —, dann gab es zwischen uns beiden einen wundervollen Augen-

blick. Mit heißer Liebe und beinahe frommer Scheu wurde mein zages Geisteskindchen, das gewiß an einem einzigen unfreundlichen Wort gestorben wäre, von der alten Frau ans Herz genommen. Und es ist mir noch heute besonders köstlich, daß sie niemals in ihrem treuherzigen Glauben an mich wankend wurde, auch nicht, als die Kommission jener erwähnten Berliner Zeitung meine Einsendung ganz unbeachtet ließ und einige andere Redaktionen ablehnend antworteten. „Friede, darin mußt Du nun verstockt werden. Ich glaube, die gönnen Dir das nich!"

Und allmählich ging es dann wirklich ein paar Finger breit aufwärts. Und als nach einem Jahr ein Professor aus D. Worte wie „Drucklegung" und „Gedichtsammlung" aussprach, wurde das Verhältnis zwischen Tante Seidel und mir so schön, daß der Neid der Götter es für angemessen hielt, uns endlich einmal ein winziges Steinchen in den Weg zu legen. Und das kam so:

Wenn wir in der Dämmerung Arm in Arm durch die großen, zusammenhängenden Zimmer unserer Wohnung schritten — auf und ab, auf und ab —, lag mir die nicht immer leichte Aufgabe ob, Tante Seidel zu unterhalten Am besten gefiel ihr nun ein Schwank, der sich in meinem jetzigen Wohnort Buddern tatsächlich zugetragen hatte. Ich mußte ihr diese Geschichte immer und immer wieder erzählen

und beging, um ihr eine Geburtstagsfreude zu machen, die Torheit, dieselbe in Reime zu bringen.*)

Hätte ich geahnt — o, hätte ich geahnt — —!

Aber ich ahnte es in der Beschränktheit meines Untertanenverstandes eben nicht, sondern freute mich sogar noch, als Tante Seidel über mein Gedicht Tränen lachte und es sich sofort noch einmal wiederholen ließ.

Am Abend darauf kam Besuch, und es erfolgte das erste Attentat auf mich: „Na Friede, nun sag' uns mal von das unschuldsvolle Schaf und von dem Brillpengsne auf!"

„Muß es sein, Tantchen?"

Ja, es mußte sein.

Nun, ich will mich kurz fassen: Wir kamen in der folgenden Zeit mit keinem Menschen zusammen, dem ich nicht hätte „Det Schap" vortragen müssen oder doch wenigstens vortragen sollen; denn oft wehrte ich mich natürlich verzweifelt, wie z. B. in dem F.schen Eisengeschäft, in dem ich durchaus zur Belustigung der jungen Leute den Schwank hersagen sollte, und dadurch, daß ich es nicht tat, Tante Seidel aufs tiefste kränkte. „Du redst doch sonst immer so viel von „Menschenliebe". Nun werde ich Dir was sagen: Deine Menschenliebe ist für die Katz'. Ein edler Charakter hätt' die jungen Leute gern den Spaß gemacht!"

*) Siehe Seite 32.

Nach einigen Tagen aber hatte Tante Seidel diese Enttäuschung überwunden und die Sache nahm wieder ihren Fortgang.

Ich habe einmal von dem Hündchen eines Tischlermeisters gelesen, das die Menschen in „Kunden“ und „Feinde“ einteilte, und ich glaube, daß Tante Seidel in Bezug auf die Schafgeschichte unsere Umgebung in gleiche Klassen schied.

Mit brennendem Interesse setzte sie sich beim jedesmaligen Beginn meines Vortrags so, daß sie den Zuhörenden voll in das Gesicht sehen, jede Muskelzuckung derselben verfolgen konnte. Lachten die Betreffenden nun an den „richtigen Stellen“, so strahlte sie vor Vergnügen und überschüttete sie mit Auszeichnungen aller Art, während ich den Gedanken nicht loswerden konnte, das seien Kunden.

Lachten sie aber „falsch“ oder, was noch schlimmer war, gar nicht, so behandelte Tante Seidel sie als ausgesprochene Feinde und war zu ihnen ebenso „empörend“, als wenn ihre Einwohner uns im Dichten störten. So faßte sie einen Einjährigen, der während des wichtigen Vorgangs mit seinem Kneifer gespielt hatte, energisch an den Rockknopf: „Wo haben Sie eigentlich Bildung gelernt, junger Mann? Ich will Ihnen was sagen: Sie haben gar keine Bildung gelernt. Solch Überirdisches, das mögen Sie ja wohl wissen. Aber Pfiffigkeit und Begriff, da könnten Sie man geruhig zum Ehrenfeld in der Schule gehen.“

Nun, auf solche Niederlagen folgten ja dann auch immer wieder glänzende Siege, und allmählich ging auch diese Episode vorüber. — —

Später beschäftigte uns die Hochzeit eines lieben, jungen Mädchens aus der Nachbarschaft auf das angelegentlichste. Tante Seidel wollte dazu ein sehr kostbares, christliches Hausbuch schenken, in welches ich ein Widmungsgedicht eintragen sollte. Aber als ich eines Tages von einem Spaziergang zurückkehrte, kam sie mir mit Tränen der Rührung in den Augen entgegen — sie hatte selbst gedichtet und die Verse auch sofort eingeschrieben.

Obgleich nun unzählige Leute sich von diesem Poem eine Abschrift genommen, will ich doch der Versuchung widerstehen, es hier wiederzugeben. Nur soviel will ich verraten, daß es mit glühenden Worten gegen den Geiz zu Felde zog, worauf auch der Schlußsatz des zweiten Verses Bezug hatte:

„Und kam mich eine böse Lust,
So dankt' ich Gott, daß ich nicht mußt.“ —

Nein — die alte, liebe Frau hatte wirklich nicht „gemußt“. Das hatte sie bei jeder Gelegenheit bewiesen, wo es gegolten, andern eine Freude zu machen. Doch jetzt bedingte es allmählich ihre zunehmende Kränklichkeit, daß sie sich ein wenig mehr zurückhielt.

So schrieb sie bald darauf einer alten Freundin, die sie besuchen wollte, folgenden Brief:

„Liebste Minna!

In Gedanken anderer bleibt man immer gesund. Es dürw*) mir keiner kommen!"

In dieser Zeit mußte ich Tante Seidel auch mit Hand und Mund versprechen, der Welt einmal von ihr zu erzählen. „Kann ich mir fest drauf verlassen, Friede?"

„Ja, Tantchen!" —

Kurz vor ihrem Heimgang kam ich einmal aus dem Kindergottesdienst nach Hause. Tante Seidel trat mir mit den Gerokschen Predigten in der Hand entgegen. Wir küßten uns innig.

„Friede," sagte sie leise, „ich weiß ja ganz genau, daß der Herr Jesus Dir nich gemeint hat, wie er sagt: ‚Friede sei mit Euch!' Aber ich mußte beim Lesen immer an Dir denken!"

Selten in meinem Leben hat mich ein Wort so tief ergriffen wie dies — und als gar wenige Wochen darauf Tante Seidel starb, tat ich es in jene Herzenskammer, in der ich mir die Liebesworte meiner teuersten Menschen aufbewahre.

— — — — — — — — — — — — — —

Tante Seidel, Du gute, liebe Seele, ich will schließen. Daß Du mir nicht zürnst, dessen bin ich so sicher wie meiner Dankbarkeit gegen Dich. Was

*) darf.

Du mir gegeben, ob mit dem dritten oder vierten Fall — in jedem Fall war es ein Beweis der Liebe, und in gewissem Sinne hast Du mir ja in meinen jetzigen Beruf hineingeholfen. Noch ein paar Jahre der Sorge, des Wärmens am fremden Herde — dann ist mein Leben ein schöner klarer Herbsttag geworden, durch den leise Glocken klingen, und wenn in der Ferne Kampf und Sorge vorübergehen, so strecken sich behütend viel liebe Hände über mich aus:

„Es dürw ihr keiner kommen!“





De Geschichte vom schwarte Schap.*)

In Buddre wer't, nich wit von Angerborg,
Grad en de Tid, da Lerke, Schwolk on Storch
All weggetage enne wide Welt.
Da kömmt de Losmann Lude Ehrenfeld
Bim Herr Standor des Morgens ver e Dähr
On seggt: „Herr Wachtmeister, eck kem mal vör.
Ek wöll nich rede vel, ok nich vel prahle —
Nu wet eck all, wer Sieberts Schap gestahle."
„Oh . . ! Lieber Ehrenfeld, das ist ja fein,
Daß ihr ermittelt habt die Dieberei'n.
Erzählt mir gründlich nun einmal die Sach',
Damit ich mir sogleich Notizen mach'."
„Na, Herr Standor, et wer all gister späd,
(De Trine leg all lang, all lang to Bedd,
Wil dat se Infulenzia hebben deiht
On Schwitze nich, on Strieke nuscht verschleiht),
Da gah eck rut, wie se so larmt on schriggt —
On, Herr Standor, da wer bi Pieppersch Licht — —!
Watt segge Se nu?" „Ja, — lieber Ehrenfeld,
Ein Polizist des Urteils sich enthält,
Daß er nicht unschuldsvolle Seelen straf';
Doch sagt mir nun, wie war es mit dem Schaf?"
„Ja, Herr Standor, dat wull eck segge grad.
Eck renn on kick nu dorch e Fensterlad,

*) Das a ist in den meisten Wörtern nach o hinüber zu sprechen.

Da huckt de Pieper nu so op e Schwell
On hett e Schap on titt em af dat Fell."
„Daß ihn der Kuckuck . . . . ! Aber Ehrenfeld,
Sagt Ihr's auch nicht ums schnöde Zeugengeld?
Denn wenn Ihr Euch mit falscher Lüge brüstet,
Kommt Ihr dorthin, wo Molch und Unke nistet."
„Ne, wat eck segg, dat segg eck, Herr Standor,
So wie eck Enne segg, so es et wohr.
Et wer e grotet, wer e hübschet Schap.
Na so e Schap, dat kenn eck doch em Schlap!"
„Na, dann ist's gut; dann geht die Sache durch:
Dann fahren beide wir nach Angerburg,
Und Ihr bezeuget dorten frank und frei
Des Pieper frevelhafte Dieberei,
Daß jener abgefeimte Bösewicht
Die wohlverdiente, strenge Strafe kriegt." — — — —
De Ehrenfeld, der nömmt de Mötz nu af
On geiht nah Wentzke nu en vollstem Draw.
Nu durt nich lang — erscht dröppelt et, d'nah regent's, —
Da trefft dem Pieper he nu underwegens.
„God Morge, Ehrenfeld, wo werscht Du denn?"
„Eck ging man bloß bim Herr Wachmeister hen
Un wull em man so newenbi vertelle,
Wo he kann köpe nüe schwarte Felle."
Dem Pieper kömmt de Sache ecklig vor,
Da bögt he sich on seggt em rasch ent Ohr:
„Hol man dien Mul on schrie on red nich vel,
Dann gew eck Die vom Schap dat Vodderdel.
Datt hett de Diewel äwer mi verhängt,
Dat eck dem Fensterlad nich togezwängt."
De Beide gewe sich de Hand nu schwind,
Als were se de allerbeste Fründ,
On Trine Ehrenfeld, de hadd de Gnade

On magd dem andre Dag e Hammelbrade.
He selver obber schwor op Recht on Ehr,
Dat Sieberts Schap de beste Sorte wer. — — — —
De andre Woch, da wer nu de Termin.
De Herr Standor, de Ehrenfeld, de Trin'
On Pieper ok, de arge Bösewicht,
De fahre aller nah em Amtsgericht.
De Herr Gerichtsrat huckt nu da ganz bret,
Als wenn he alles all utwendig wet,
Op sine Näs' e goldne Brellpengsne,
De Fedder hinderm Ohr — ne, sowat, ne!
On op em Kopp so ründlich on so klar,
Vel doller noch als wie de Herr Standor.
„Mein lieber Herr Gendarm, Sie sind nun da;
Nun sagen Sie, was in dem Dorf geschah!"
„Ja, Herr Gerichtsrat, dieser Ehrenfeld,
Das ist der klügste Losmann von der Welt!
Und jener andre Losmann, Pieper dort,
Der hat ein unschuldvolles Schaf ermord't."
Dem Herr Gerichtsrat schudert gliek de Hut.
Nu seggd de Ehrenfeld denn alles ut:
„Die Infaulenzia hatte hier mein Weib;
Da gung ich raußer so zum Zeitvertreib
Und rennt nu auf der Straß' so her on henn
Und kickd ok mal bim Naber Pieper ren.
Da musd de Piepersche Kartoffel schälle;
He aber huckd on ded e Schap afpelle."
De Herr Gerichtsrat schmött torück dem Kopp,
Sett af de Brell — on sett ehr wedder op
O bögt sich ver, om orndlich ok to hören.
„Nun, Ehrenfeld, könnt Ihr das auch beschwören?"
„Beschwäre? lewer ne! towat ok denn?
„Et kunn ja ok man bloß e Hundke sen."

„Was, Teufel," fahrt nu de Gerichtsrat los
On ward ganz füerrot ver Wut on Boß,
„Was, Teufel, was? Ihr wollt Euch Landleut' nennen,
Ihr werdet doch ein schwarzes Schaf wohl kennen?"
Nu kreggt de Ehrenfeld et met et Lache.
„J, Herr Gerichtsrat, na dat sen doch Sache;
Da kann eck ligge enne döpste Schlap —
Warraftig Gott, et wer e schwartet Schap!
Na so e Hund, de sitt doch andersch ut,
De hett doch andre Föt on andre Schnut
Un hett nich Woll, wenn he nich Pudel is.
Ne, Herr Gerichtsrat, ne, dat is gewiß,
Mit Ehr und Recht, et wer e schwartet Schap,
On wer't nich glowt, dat is e richtiger Ap!"
Nu ward de Herr Gerichtsrat wedder stöll
On fragt em fründlich, ob he schwären wöll.
„J Gott, wo denkt de Herr Gerichtsrat hen —
Et kunn ja ok man bloß e Hundke sen!"
On wat de Herr Gerichtsrat em ok seggd,
Un wat de Herr Standor em alles fröggt —
He blewt dabi: „Et kunn e Hundke sen."
O schwäre deiht he nich nach sinem Senn. —
So ging et furt von Ens bet vertel Ver,
Da packd de Herr Gerichtsrat nah de Dör.
„O heil'ges Jus — wer sagt's mir dieser Frist,
Ob's Dummheit oder höchste Schlauheit ist?
Schert Euch zum Teufel!" schreg he noch en Boß. —
Da ging de Ehrenfeld on Pieper los,
On wie se keme nah em Derp torück,
Da ete se vom Schap dat letzte Stück.
„Et es e Schap, on schmeckt, als wenn't ent wer!
On en e Stall bi Sieberts sen noch mehr!"



Die Stiefmutter.

1.

Sie hatte es gehört wohl hundertmal
Von Großmama, der Base und der Magd;
Da hatte es in unbewußter Qual
Sich tief, so tief ins kleine Herz genagt.

„Flink, Gretel, nimm dein Buch! Stiefmutter wird
Dir nie gestatten solchen Müßiggang!“ —
„Nein, wie das heute wieder lärmt und schwirrt!
Stiefmutter leidet's keine Stunde lang.“

Und ward vom Kleid getrennt die bunte Schnur,
Am Hut zerdrückt der Glockenblumenstrauß,
So hieß es: „Wart', du kleiner Wildfang, nur,
Stiefmutter schafft bald Ordnung hier im Haus!“

Sie warfen, ohne es zu ahnen, rauh
Dies harte Wort ins Kinderparadies,
Erinnernd an die eitle Märchenfrau,
Die einst Schneewittchen aus dem Hause stieß,

Und wurden unbewußt zum bösen Feind,
Der Unkraut sät an unbewachtem Ort.
Gewiß, sie hatten es nicht bös gemeint,
Und doch — das kindliche Vertrau'n war fort.

2.

Er sprach mit leiser Stimme auf sie ein
Und blickte dabei schwermutvoll ins Leere;
Sein Kind sei so verlassen, so allein!
Wie dieser Kummer ihm am Herzen zehre!

Gott wisse es, er wolle für sich nichts,
Nur eine rechte Mutter seinem Kinde.
Sie nickte stumm, bewegten Angesichts:
„Gott helf', daß es in mir die Mutter finde!"

Da beugte sich der trauervolle Mann
Zu flücht'gem Kuß auf ihre Stirne nieder,
Und mit dem ersten Frühlingsschauer rann
Ein seltsam Weh ihr durch die jungen Glieder.

Und dann: geschmückt wie andre Bräute sind,
Ist sie — ein wenig blasser nur die Wangen —
Um einer fremden Mutter fremdes Kind
In eines fremden Mannes Haus gegangen.

3.

„Was schaust du so böse, so trotzig mich an,
Mein Liebling, was hab' ich dir denn getan?
Will deine Gespielin werden;
Ich will dich behüten, versorgen aufs best',
Dein kleines Händchen halten fest
Als mein liebstes Gut auf Erden!

Deine Puppe, das Häuslein, das du ihr gebaut,
Ich bin schon längst mit allem vertraut,
Dein Vöglein selbst nimmt von mir Futter.
Wie bellt dein Hündchen so freudig mir zu!
Mein Kleines, Liebes, nun fehlst nur du;
O nenne, nenne mich Mutter!"

„Niemals!" — das Kind steht mit heißem Gesicht —
„Meine Mutter, mein Mütterlein bist du nicht;
Das haben sie fortgetragen.
Ich weiß, Stiefmütter sind wie ein Dieb.
Ich will dich nicht lieben; ich hab' dich nicht lieb!
Lang' — lange wollt' ich's dir sagen."

In lautem Schluchzen klingt es aus.
Da tritt der Gatte hinein ins Haus,
In den Zügen des Unmuts Schimmer.
„Ich weiß nicht, warum ihr einander quält!
Da ist gar zu leicht ein Wort verfehlt.
Komm, Gretchen, zu mir auf mein Zimmer!"

Die Frau bleibt zurück. In wehem Krampf
Zieht ihr Herz sich zusammen. Ein kurzer Kampf,
Dann frommes, gefaßtes Erheben.
„Was Gott mir auch schickt — ich bin bereit;
Durch Schmerz wird das Weib nur zur Mutter geweiht!
Wild-Vöglein, du mußt dich ergeben!"

4.

Kennst du des Gärtners Fleiß
Unausgesetzt,
Wie er mit seinem Schweiß
Die Zweige netzt,

Wie er am Rosenstrauch
Schneidet und stützt,
Ob er die Hände auch
Blutig sich ritzt?
Doppelt doch ist der Ruhm
Für seinen Mut,
Wenn er's am Eigentum
Des andern tut,
Wenn er für den andern
Sorgt und sich müht,
Daß ihm zur rechten Zeit
Sein Röslein blüht.

5.

Draußen am Fenster rüttelt der Wind.
Drinnen liegt jammernd ein fieberndes Kind.
Es zog durch den Ort ein schlimmer Gast,
Der hat es mit eisernen Klammern umfaßt.
Nun blicken die Augen so irr, so leer,
Die zuckenden Händchen tasten umher.
Ein wirres Lachen! ein weher Schrei!
Das Fieber schafft all' seine Waffen herbei:
Fahle Blässe und flackernde Glut
Und alles, alles, was wehe tut,
Und alles, was in so dunkler Nacht
Ein Vaterherz erbeben macht,
Daß es verzweiflungsvoll sich wehrt,
Daß es sich bäumt und aufbegehrt
Und fast vor Jammer brechen will. —

Da eine Stimme. — Still, o still! —
Aus weichem, rührendem Frauenmund:
„Der Herr spricht ein Wort — und sie ist gesund".

So tröstend wie erste Morgenhelle,
So warm wie eine Herzblutwelle,
Wie einer Schwester Helfenwollen,
Wenn trotzige Brüder beten sollen.
Er weint — und — ein leiser, zitternder Hauch
Vom Bettchen des Kindes — sie weint auch.

Wie oft sie schon das Kissen geglättet!
Wie oft sie schon das Köpfchen gebettet,
Auf die zuckende Stirne, fieberheiß,
Sorgsam gelegt das lindernde Eis!
Wie oft, wie oft!

Und nun aufs neu!

„Mein Liebling, nimm doch die Arznei!
Nimm doch den Trank, den Elfchen fein
Für dich bereitet im Mondenschein
Aus Blüten und Beerlein und Wurzelgewind!
Trink doch, mein Kind." —
Es trinkt. Und vom Traume hingenommen,
Ist ihm, die Mutter wär' wiedergekommen. —

Und dreimal kam und ging die Nacht;
Da war gebrochen des Fiebers Macht.
Der Morgen sah durch das Fenster lind
Auf Mann und Weib und ein lächelndes Kind.
Der Flor von seinen Augen war fort;
Die blassen Lippen formten ein Wort,
Einen ersten Gruß nach Angst und Pein,
Ein zögerndes, zärtliches: „Mütterlein!"

Da war zu Ende des Mannes Kraft;
Da hat es den Starken hingerafft. —
Wie erwachend aus langem, schwerem Traum,
Hat er geküßt ihres Kleides Saum,

Die weichen Lippen, das schimmernde Haar,
Die Träne, die noch an der Wimper war.
Zum Flüstern hat er die Stimme gesenkt:
„Gott hat mir noch einmal mein Kind geschenkt
Und — wie ein Wunder kommt's über mich —
Mein Weib, mein geliebtes, durch dich, durch dich!"
Sie neigten sich über das Lager tief.
Das Kind den Schlaf der Genesung schlief;
Nur zuweilen, als prägten's Engel ihm ein,
Wiederholten die Lippen ihr „Mütterlein!"





Sein Junge.

Er stützte den Kopf in die Hand und legte die Feder beiseite.

Es nützte ja doch nichts. Ob er sich noch so mühte, die späten Nachtstunden zu Hilfe nahm und wie ein Schulknabe lernte — er kam nicht vorwärts.

Überall fehlte es. Überall!

Die Falte in seiner Stirn, die ihm ohnehin ein etwas finsteres Gepräge gab, vertiefte sich; ein unsäglich bitteres Gefühl überkam ihn.

Der andere wird die Stelle bekommen. Selbstverständlich! Gute Stellen sind eben nur für die andern, sind nur für solche, die als Jungen in feinen Röcklein nach der Schule geschickt worden sind, tagaus, tagein; und ein halbes Dutzend Lehrer hat es für die heiligste Aufgabe gehalten, dafür zu sorgen, daß sie einmal große Herren werden können.

Werden können! Karl Meinhart kann das nicht. Karl Meinhart hat barfuß in die Dorfschule laufen müssen, und wenn der reiche Willenhöfer einen Jungen zur Aushilfe gebraucht — —!

Er schlug auf den Tisch. Nun kann er es dafür ein Leben lang mit sich herumschleppen, dieses Nichtkönnen, dieses Nichtwissen. Ein Leben lang wird er abschreiben, was andere ihm vorschreiben, wird er gehorchen, wenn andere befehlen.

Die junge Frau mit dem schlicht gescheitelten braunen Haar, die seitwärts vom Schreibtisch mit einer Näharbeit saß, schaute mit eigentümlich ängstlichem Ausdruck zu ihrem Manne auf.

„Karl!"

Er beachtete sie gar nicht. Er sprang auf und begann im Zimmer auf und ab zu laufen. Ah — wenn er jetzt noch als Unteroffizier vor der Front stände — und ein Kerl stände nicht in der Linie —!

Sein Blick flog durch den kleinen traulichen Raum, als suchte er etwas. Aber schnurgerade hingen die Bilder, standen die Möbel an den Wänden, die hübschen, hellen Eschenmöbel, die Frau Martha sich in ihrer Mädchenzeit erschneidert hatte. Die Gardinen hatte sie zweimal umstecken müssen; immer war's nicht recht gewesen. Nun hingen sie in tadellosen Falten, von braunen gehäkelten Bändern ganz gleichmäßig zurückgenommen, an den Fenstern.

Karl Meinhart lief noch immer auf und ab, immer genau längs dem bunten Kokosläufer, der von der Tür nach dem Sofa führte. Ja, hier war alles in der Linie, hier galt sein Wille. Warum mußte er dort an jenen Bestimmungen und Berechnungen zerbrechen, die die andern doch mit mehr oder weniger Mühe bewältigen konnten?

Er saß schon wieder über dem Reglement. Wer das wüßte, wer das könnte! Der hätte einen Schlüssel in Händen — —!

Aber Karl Meinhart fand den Schlüssel nicht.

Da suchte er schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen seine Lagerstatt auf.

Frau Martha aber stand noch lange am Fenster, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt. Sie dachte an ihre Jugend, die nach Sonne schrie.

— — — — — — — — — —

Aus dieser Umgebung und diesen Verhältnissen heraus wurde der kleine Erich geboren. Er hatte die Stirn des Vaters, die großen schönen Augen der Mutter und einen überaus zarten, schwächlichen Körper.

Wird das Traumseelchen nicht entfliehen, wie es gekommen? Wird das zage Lichtchen nicht verlöschen?

Da lag das kleine Wesen in den weißen Kissen des Wäschekorbs und schlief und dämmerte. Zwischenein trank es ein wenig und weinte ein

wenig — dann schlief es wieder. So ging es Wochen um Wochen hindurch.

Aber es blieb doch auf der Erde, — ach Gott, es blieb doch wenigstens auf der Erde! Wenn es doch nur erst lächeln wollte!

Frau Martha sehnte sich. Sie hatte als verwaistes Mädchen stets einsam gestanden. Dann war der Gatte mit den geraden, strengen Linien in ihr Leben gekommen — das Lächeln nicht.

Aber nun mußte es ihr ja werden, nun mußte es ja endlich kommen.

Sie hielt ihren Knaben im Arm, der jetzt ein Vierteljahr alt geworden war, und schaute ihn an, rufend, zwingend, voll heißer Inbrunst, wie einer, der nicht länger warten kann.

Das Kind hob müde die Augenlider. Da — — o Gott! Frau Martha stieß einen Ton aus, der halb Schluchzen, halb Jauchzen war; — ein erstes süßes Lächeln huschte über das bläulichblasse Gesichtchen.

Karl Meinhart kam herzu und sah es. Er zog, wie es seine Gewohnheit war, zuerst die Decke gerade, die über dem Kinde lag; dann sagte er: „Endlich! Jetzt müssen wir anfangen, es zu erziehen!"

Er sagte es mitten in ihren Frühlingsjubel, in die heiligsten Schauer ihrer Seele hinein. Aber sie nickte trotzdem; sie nickte immer, wenn ihr Gatte sprach.

Gleich zu Anfang ihrer Ehe hatte sie es herausgefunden, daß ihre schwache, ängstliche Natur ihm nicht gewachsen sei. Dazu war ihr ein fast leidenschaftliches Bedürfnis nach Ruhe und Freundlichkeit angeboren. Da hatte sie sich kampflos unterworfen.

Karl Meinhart beugte sich tiefer zu dem Kinde herunter. In seinen Augen lag ein Schimmer von Wärme.

„Was, schon wieder träumen und schlafen? Immer träumen und schlafen, Du kleiner Knirps?“

Er begann dicht am Ohr des Kindes einen Militärmarsch zu pfeifen. Es schrak jäh zusammen. Da lachte er.

„Du siehst, Martha, er fängt jetzt an, auf die Außenwelt zu achten. Jetzt heißt es — wecken, wecken! Was an uns ist, soll geschehen. Bei Gott, er soll kein Dummkopf bleiben!“

Karl Meinhart bedachte nicht, daß einer, der zu früh geweckt wird, oft den ganzen Tag über trübe Augen behält. — — —

Am Abend saßen sie noch spät beisammen. Der Mann hatte seine Kanzleibogen zu füllen, Seite um Seite; die Feder flog über das Papier.

Nachdem er mit tiefer Bitterkeit eingesehen, daß seine geringe Schulbildung (es lag aber bei weitem mehr an seiner geringen Auffassungskraft) eine bessere Stellung für ihn unerreichbar machte, hatte er sich darauf beschränkt, mit der ihm eigenen Aus-

dauer und Treue auf seinem Platz das Mögliche zu leisten.

Er schrieb mehr als seine Kollegen; er schrieb besser als sie.

Und seit der Junge da war, hatte er sich noch zu Hause einige Arbeitsstunden zugelegt. Was er damit verdiente, kam in eine kleine Sparbüchse, die er sich selbst aus Pappe angefertigt hatte, und die von seiner Hand in großen steifen Buchstaben die Aufschrift „Erich" trug.

Frau Martha ging nach der Küche und kehrte bald darauf mit einem Glase Tee und der Zuckerbüchse wieder.

„Du arbeitest so spät, Karl! Vielleicht erquickt es Dich ein wenig!"

Er nahm den Tee mit einem Kopfnicken an, den Zucker wies er zurück. „Den wollen wir von jetzt ab sparen," sagte er. „Die Schule wird viel Geld kosten." — — — — — — — — — —

Mit diesem Tage hatte ein Kampf zwischen Vater und Sohn begonnen.

Es sah erst nicht aus, als ob es ein Kampf wäre, sondern äußerte sich von seiten des Vaters wie ein treues Sichmühen, das wenig in seine sonstige Art hineinzupassen schien.

Aber es paßte da ganz gut hinein. Es saß als Selbstliebe tief, tief in seiner Seele und nickte seinem gekränkten Stolz zu: „Nur ruhig, der Junge soll

erreichen, was dir versagt worden ist" — und wurde ungeduldig, daß die Knospe an seinem Lebensbaum die Blättchen noch so fest geschlossen hielt, und blies alle Tage ein wenig hinein: „Schneller, schneller!"

Karl Meinhart nahm seinen Knaben so oft auf den Arm, als es seine Zeit nur irgend gestattete.

Aber war das nun wirklich ein Spiel?

Obgleich das Kind laut lachte, konnte die Mutter dabei nicht froh werden. Spiele mit so kleinen Wesen müssen wie Lieder tief aus der Seele quellen und aus Liebe und Lachen geboren sein; sonst machen sie müde.

Wenn Meinhart mit seinem Kinde spielte, ging es zuweilen wie ein Ruck durch den noch immer unendlich winzigen, kleinen Körper. Einmal — der Vater hatte sich geduckt und war nun plötzlich am Bettchen in die Höhe gesprungen — wurde der Junge ganz steif.

Da nahm Frau Martha sich ein Herz. „Ach, lieber Mann, ich denke, er ist dazu noch zu zart."

Aber Meinhart machte eine abwehrende Handbewegung. „Man kann ihn doch nicht so dahindösen lassen. Andere Kinder können in dem Alter schon zeigen, wie groß sie sind."

— — — — — Wenn die Kollegen in den folgenden Jahren von Karl Meinhart sprachen, so waren sie einstimmig der Meinung, er sei jetzt doch etwas genießbarer geworden.

Er hatte ein Ziel, auf das zu steuern ihm wert erschien; das stimmte ihn freundlicher.

Wenn er den Jungen nur erst im Gymnasium hätte!

Er wird mit den Söhnen von Oberregierungsrat von Struck und von Forstmeister Kaiser zusammensitzen; die sind in demselben Alter. Aber er wird über ihnen sitzen! Denn während sie sich draußen umhertreiben und Streiche machen, wird Erich lernen. Das wird er! Das wird er!

Einmal hatte sich Meinhart derart in den Gedanken hineingedacht, sein Sohn hätte eine gute und der des Oberrats eine schlechte Zensur bekommen, daß er, als der Vorgesetzte plötzlich in sein Bureau trat, ihn halb verwirrt und halb vertraut anlächelte. Und erst als dieser eine kurze, herrische Bemerkung machte, erwachte er wie aus einem Traum und nahm nach alter militärischer Gewohnheit die Hacken zusammen.

An diesem Tage kaufte Meinhart seinem Jungen ein Bilderbuch. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn es ein richtiges Lesebuch hätte sein können; aber Erich war ja erst drei Jahre alt.

Wie langsam jetzt überhaupt die Zeit dahinkroch! Kaum, daß man einen wesentlichen Fortschritt sah. Der Knirps wollte doch gar nicht recht wachsen, auch blaß sah er aus — und sie hüteten ihn doch vor Wetter und Wind; auch mit andern Kindern ließen sie ihn kaum zusammenkommen, damit er sich von ihnen „nicht etwas hole“.

Aber — über das Gesicht des Vaters ging ein freundlicher Schein — nett war der kleine Kerl geworden. Wenn er einem so auf dem Bein saß und die Peitsche schwang und lachte — —!

Karl Meinhart hatte seine Wohnung erreicht und löste nun auf dem kleinen Vorflur das Buch sorgfältig aus seiner Umhüllung. Dann trat er ein.

„Guten Abend," sagte er.

Die junge Frau stand sofort von ihrer Arbeit auf, ging ihm entgegen und half ihm beim Ablegen. Sie gaben sich die Hand.

„Wo ist der Junge?"

Der kam aus dem Schlafzimmer schon mit kurzen Marschierschrittchen auf ihn zu, so stramm er nur konnte. Er hatte einen kleinen Helm auf, darunter sahen die Augen mit unsicherm Ausdruck zum Vater auf. Die Händchen lagen fest an der Hosennaht.

Der Mann lachte. So war es recht, und so gut hatte es der Junge noch nie gemacht.

„Na, mein Kerlchen, heute brav gewesen?"

„Zu Befehl," sagte der Junge.

Frau Martha errötete freudig. Sie hatte nicht gedacht, daß er es wirklich sagen würde. Fast verschämt sah sie zu ihrem Manne hinüber.

„Bravo, Erich! Bravo, Frau!" Meinhart strahlte, soweit dies bei seinen strengen Gesichtszügen überhaupt möglich war.

Dann setzten sie sich an den weißgedeckten Tisch, auf welchem bereits ein kalter Imbiß bereit stand. Die niedrige Lampe mit dem Bronzefuß und der gemalten Glocke verbreitete ein angenehmes Licht. Das hohe Kinderstühlchen stand zwischen den Stühlen der Eltern.

„Siehst Du," sagte Meinhart, indem er eine Bierflasche entkorkte, „er fängt jetzt an, so nett zu begreifen. Nun mußt Du das Deinige tun; Du hast ihn den ganzen Tag um Dich."

Martha sah ihn unsicher an. Er war heute so freundlich; das wollte sie sich um keinen Preis verschlagen. „Ich hab' ihn schon immerfort das Verschen vom Hasenkind gelehrt; aber er will es gar nicht recht behalten."

„Nicht? Na — mit der Zeit wird sich's schon finden! Nur beharrlich! Jetzt wollen wir mal flink das Bilderbuch vornehmen!"

Frau Martha sah nach der Uhr, wagte es aber nicht, etwas dagegen zu sagen; der Junge schien ja auch noch nicht schläfrig zu sein. Sie beeilte sich mit dem Abräumen der Mahlzeit. „Wie schön könnte das Leben sein," dachte sie und stellte Brot und Butter in den Küchenschrank, „wenn, wenn —"

Als sie hineinkam, saßen die beiden schon über dem Buch. Erich hatte rote Bäckchen bekommen.

„Das ist also ein Schäfchen, mein Junge —, und dies ein Hirsch — und das ein Esel — und das eine Giraffe."

Das Kind war selig über die bunten Tiere und wiederholte, mit dem Fingerchen zeigend, unaufgefordert die Namen. Aber statt Esel sagte es „Langohr“ und statt Giraffe „Langhals“.

Die Mutter lächelte: „Er nennt sie, wie er will!“

„Das soll er aber nicht,“ korrigierte Meinhart und nannte noch zwei-, dreimal langsam die Namen. Jetzt wußte Erich Bescheid.

„Also nicht gleich nachlassen, Martha. Er muß jetzt jeden Tag etwas dazulernen. Erich, nun noch einmal!“

Erich reckte sich in seinem Stühlchen hoch auf und langte nach dem Baukasten, der auf der Kommode stand. „Jetzt Haus bauen für Siraffe,“ sagte er ganz begeistert. Die Steine flogen über den Tisch; einige fielen zur Erde.

„Nein, jetzt nicht Haus bauen!“ Der Vater ärgerte sich bereits. „Jetzt ordentlich sagen, wie diese Tiere heißen!“

„Tiere heißen Tiere,“ erklärte Erich, „und wenn sie kein Haus kriegen, brüllen sie sehr. — Huh —!“

Er kam mit seinem Mündchen bis dicht an das Ohr der Mutter.

Die lachte und tat, als ob sie sich ängstigte.

„Und beißen auch ganz doll! So!“ Er war ganz hingenommen von seiner Vorstellung, ergriff das Bilderbuch und biß mit seinen spitzen weißen Zähnchen hinein.

Karl Meinhart schlug ihm auf die Hand und fuhr die junge Frau an: „Das kommt davon, wenn Du zu seinem Unsinn lachst. Jetzt hergesehen, Erich! Wie heißen diese Tiere?“ Seine Stimme klang laut und hart.

Den Ton kannte das Kind. Es schien, als ob seine Augen größer wurden; es schluckte ein paarmal, und man sah, daß es ängstlich nach einer Antwort suchte.

„Nun, Du wußtest es doch vorhin! Das ist ein Schäfchen — —“.

„Das ist ein Schäfchen —“

„Weiter!“

Aber das kleine Gehirn versagte; es wollte und konnte augenblicklich nicht mehr.

Da nahm der Vater es für Eigensinn, und der so fröhlich begonnene Abend endete mit Strafe und großem Weinen.

— — — — — — — — — — — — — —

Man spricht so viel von dem ungetrübten Glück der ersten Kinderzeit. Das Leben soll wie ein Lenztag sein; weich ist die Luft, warm der Sonnenschein; tausend Freuden liegen auf der Straße, und der junge Morgen bringt Lachen und die Nacht blaue Träume; die sind mit Sternen gestickt.

Es ist aber nicht immer so.

Manches Kind trägt schon im Morgengrauen ein feines, winziges Dornenkrönlein auf dem Haupt und in den Augen eine große, bange Frage.

Das zu sehen, greift ans Herz; nur daß nicht jeder den Blick dafür hat. —

Der große, breitschultrige Mann, der am Fenster des sogenannten „Kleinen Saales“ im Heinrichsgymnasium stand und den neuen Zöglingen der Anstalt entgegensah, aber hatte den Blick. Darum ging ein Schatten über sein Gesicht, als Meinhart mit seinem Knaben über die Schwelle trat.

Der Junge trug den Kopf etwas geneigt; aber in kurzen Zwischenräumen hob er ihn, wie um ängstlich auszuspähen. Dazu das Blinzeln der blaugeäderten Augenlider!

Böhmer schaute flüchtig nach den beiden vornehm aussehenden Damen herüber, die seitwärts bereits mit ihren Knaben Platz genommen hatten und eifrig miteinander sprachen. Sonst war noch niemand anwesend.

Er trat auf Meinhart zu, der ihm Stand und Namen nannte. Erich machte eine ängstliche, linkische Verbeugung.

„Tiefer,“ sagte der Vater und drückte unwillkürlich den Nacken des Kindes mit zwei Fingern herunter. Böhmer bemerkte, daß es dabei zusammenzuckte. Armer Junge, schon Nerven!

Er fuhr leicht mit der Hand über das dunkle Köpfchen. „Das Kind ist sehr zart; ich würde Ihnen dringend raten, mit der Schule noch ein Jahr zu warten!“

Meinhart sah ihn ungläubig an. „Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst! Ein Jahr warten — das bedeutet — das wäre — — —!“

„Das bedeutet im Verhältnis zum ganzen Leben nicht gar so viel, Herr Meinhart! Oft sogar nichts. Allen Ernstes, ich fürchte, die Schule wird den Jungen noch zu sehr anstrengen. So etwas macht sich oft erst im zweiten oder dritten Schuljahr bemerkbar. Doch wir können ja abwarten, ob Herr Direktor nicht derselben Ansicht ist.“

Jetzt erst wurde Karl Meinhart die Sachlage bedenklich. Der Direktor wird gegen die Aufnahme seines Sohnes sein! Das war alles, was er aus den Worten des Lehrers heraushörte. Sein Junge paßte ihm wohl nicht! Kanzlistensöhne paßten ihm wohl nicht!

„Wenn Sie mir hier Schwierigkeiten machen sollten, so gebe ich den Jungen auf das Vorstadtgymnasium. Er ist mein Einziger — — er soll —!“

Böhmer legte ihm die Hand auf den Arm. „Es handelt sich ja gar nicht um die Aufnahme an sich,“ sagte er mit seiner tiefen, ruhigen Stimme. „Weil Sie aber gerade von einer andern Schule sprechen, — unsere hiesige ausgezeichnete Mittelschule würde für Sie also gar nicht in Betracht kommen?“

„Nein!“

Böhmer nickte still vor sich hin. Er wußte genug. Während des kurzen Gesprächs hatte er

Erichs Händchen fest in seiner Linken gehalten. Es war ihm, als wenn er einmal einen schwachen Gegendruck gespürt hätte. Jetzt hob er den federleichten Körper des Kindes liebevoll in die Höhe, setzte ihn auf den nebenstehenden Tisch und legte den Arm um ihn.

„Möchtest Du denn gerne zu uns kommen, mein Kind?“

Ein Ausdruck unbeschreiblicher Güte war in das Gesicht des Mannes getreten. Es war, als ob von seinen Augen Licht und Wärme ausging.

„Ja,“ sagte Erich, „ja — so gerne!“ Das klang wie der Jubellaut eines Vögelchens.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet. Zwei Offiziere und Oberregierungsrat v. Struck traten mit ihren Knaben in den Saal.

Meinhart zuckte zusammen. Wenn der Vorgesetzte Zeuge sein sollte, daß man ihn zurückwies —!

„Herr Böhmer,“ — er dämpfte seine Stimme, daß sie in ihrer Erregung fast unverständlich wurde — „der Junge ist kräftiger, als es den Anschein hat!“ Und dann, wieder vollständig vergessend, daß Böhmer nicht im Interesse der Schule gesprochen, fügte er hinzu: „Ich unterrichte ihn auch schon ein ganzes Jahr, und sollte er mit den andern nicht mitkommen — es ist ohnehin meine Absicht, ihn zu Hause noch tüchtig heranzunehmen.“

Böhmer konnte nicht mehr antworten. Der Direktor, ein alter, kleiner Herr mit einem feinen, geistreichen Gelehrtengesicht, erschien eben im Türrahmen, und Böhmer trat mit einer Verbeugung an seine Seite.

Sie nahmen in der Mitte des Saales an einem großen Eichentische Platz, während noch zehn oder zwölf Personen — Väter und Mütter — jetzt rasch nacheinander mit ihren Sprößlingen eintraten.

„Ich bitte," sagte Direktor Möbius.

Oberrat v. Struck trat mit seinem Jungen herzu. Die Herren schüttelten sich als alte Bekannte die Hände.

„Nun, Erwin, was willst Du denn eigentlich werden?" fragte der alte Herr den Knaben, während Böhmer den Namen desselben in das Klassenbuch eintrug.

„Ich weiß es noch nicht ganz bestimmt," antwortete der Kleine fröhlich, „entweder Pfarrer oder Einjährig-Freiwilliger."

Die Anwesenden außer Meinhart lächelten, und auch der Direktor nickte belustigt. „Da rate ich Dir entschieden zum Einjährigen, mein Junge; das ist ein gutes Brot. — Aber nun gib mir darauf die Hand, daß Du ein braver Schüler der Anstalt sein willst."

Bald darauf winkte er Karl Meinhart. Als Erich zitternd vor ihn hintrat, setzte er seinen Kneifer auf und wurde sehr ernst.

„Hm," machte er bedenklich, „hm — —! Da warten wir doch lieber noch! Solch kleines Bürschchen! Was meinen Sie, Herr Böhmer?"

Böhmer dachte an den Meinhartschen Unterricht daheim. Es galt, von zwei Übeln das kleinere zu wählen; das Herz war ihm schwer.

„Ich würde für die Aufnahme des Knaben sprechen, Herr Direktor," sagte er dann fest.

Eine Sekunde zögerte der alte Herr noch. „Wirklich? Nun — es mag sein! Gib mir die Hand, mein Junge, und versprich mir — —"

Erich versprach, was die andern Knaben versprochen hatten. Aber dann tat er plötzlich etwas, was nicht im Schulprogramm stand. Er ging um den großen Tisch herum und reichte auch Böhmer die Hand, und es war, als ob er dem Manne damit sein junges Leben zuschwor.

Eine Stunde später war auch das letzte der anwesenden kleinen Menschenkinder der dritten Vorschulklasse des Heinrichsgymnasiums einverleibt. Nun verließ auch Böhmer das Schulgebäude.

In der Deutschen Straße traf er auf Karl Meinhart, der Erich nach Hause gebracht hatte und nunmehr in seinen Dienst ging. Es schien dem Lehrer, als ob er sich noch steifer und gerader als vorhin hielt. Als er Böhmers ansichtig wurde, kam er auf ihn zu und sagte: „Ich danke Ihnen!" Böhmer reichte ihm die Hand. „Es ist mir lieb,

daß ich Sie treffe, Herr Meinhart; ich hätte sonst zu Ihnen kommen müssen."

Aber dann wußte er einen Augenblick nicht, wie er es dem Manne begreiflich machen sollte. „Sie gehen immer durch die Deutsche Straße nach der Regierung?"

„Es ist der direkte Weg."

„Natürlich! Und wer von Ihrer Wohnung durch Bismarck-, Linden- und Paulstraße dorthin laufen wollte, würde sich unnötig müde machen. Nun sehen Sie, das wollte ich Ihnen sagen: Mit dem Unterrichten ist's just so. Einer muß den direkten Weg wissen."

Meinhart sah ihn groß an.

„Sie sagen, Sie wären mir dankbar," fuhr Böhmer in warmem Tone fort, „beweisen Sie's mir dadurch, daß Sie sich an dem Unterricht Ihres Jungen nicht mehr beteiligen."

Er hielt Meinhart die Hand hin, aber der zögerte noch; in seinem Blick flackerte das Mißtrauen.

„Wirklich! Sie sollten es mir versprechen. Es ist für das Fortkommen Ihres Knaben unbedingt notwendig!"

Da schlug Karl Meinhart ein. „Ich verspreche es Ihnen, Herr Böhmer!"

— — — — — — — — — —

So gut er konnte, hielt Meinhart Wort. Denn es bedeutete für seinen glühenden Hang, sich zu

betätigen, mit dem eine nergelnde Tadelsucht eng verbunden war, für seinen Ehrgeiz, den Jungen vorwärts, nur immer vorwärts zu treiben, sehr viel, daß er seine „Unterrichtsstunden“ tatsächlich aufgab, ja vorläufig nicht einmal Miene machte, die Aufsicht über Erichs Schularbeiten zu übernehmen.

Aber Böhmer hatte mit seiner ruhigen, liebevollen Art wirklich einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht. Dazu kam, daß er — wahrscheinlich zufällig — nicht von dem Wohl, sondern von dem Fortkommen des Jungen gesprochen, als er sich einen Eingriff in seinen Unterricht verbeten hatte. Wenn es sich um das Fortkommen, um das Aufwärtskommen handelte, mußte eben alles andere schweigen, selbst Meinharts eigene Neigungen.

So trat für den kleinen Erich die Entlastung von jenen zwei furchtbaren Unterrichtsstunden ein, in denen der Vater neben ihm gesessen, ihn nach einer vollständig veralteten Methode, die er dazu nicht einmal annähernd beherrschte, unterrichtet und fortwährend gestraft hatte.

Und statt deren nun die Schule!

Konnte es möglich sein, daß es etwas so Schönes, so Schönes gab?

Erst der Gang in der Morgensonne — ganz allein und selbständig! Der Vater ging nicht wie bei den langweiligen Sonntagsspaziergängen nebenher, fortwährend kommandierend: „Brust heraus! Gerade!“

Das war mit den schwachen Gliederchen immer so furchtbar schwer. Und die Mutter versuchte nicht immerfort, ihn durch Blicke und stumme Zeichen an die Vergänglichkeit seiner Stiefel zu erinnern, was in Worten ausgedrückt ungefähr hieß: „Ich bitte Dich, tritt vorsichtig, liebes Kind! Du weißt, wie böse der Vater wird, wenn sie zum Schuhmacher müssen.“

Dafür sagte Herr Böhmer, wenn sie sich vor der Stunde trafen, immer so etwas Hübsches zu Erich, etwas von den Lerchen und den Spatzen, von den Himmelsschlüßlein am Weg und der Sonne.

Erich hatte längs dem grünen Wall zu gehen, wo man an jedem Tag etwas Schönes erleben konnte.

Und Erich hatte ein Talent dazu, etwas Schönes zu erleben.

Erst wagte er es nicht, davon zu sprechen. Vielleicht schickte es sich nicht! Vielleicht war es dumm! Vielleicht schalt Herr Böhmer! Vielleicht lachten die Jungens!

Aber allmählich schwand seine Scheu. Der Blick wurde ruhiger und freier; die kleine Hand hob sich nicht fortwährend, wie um einen Schlag abzuwehren, und sein Stimmchen berichtete auf dem Schulhof bald von den unglaublichen Wunderdingen, die solch ein Sommermorgen mit sich brachte.

In der Schule brach Erich einmal bei einem Märchen, das Herr Böhmer während der Anschauungs=

stunde erzählte, in helles Jauchzen aus. Die andern Jungen sahen sich erstaunt um; Herr Böhmer aber nahm ihn beim Kopf und herzte ihn.

Und das Lernen wurde ihm jetzt so leicht, so wunderleicht. Ach was, das war ja überhaupt gar kein Lernen; das war ja ein Spiel, ein köstliches, lustiges Spiel, wenn Herr Böhmer in dem Holzkasten mit dem Guckfensterchen — er nannte das eine Lesemaschine — die Buchstaben tanzen ließ und einmal das S und einmal das O in dem Fensterchen standen und herausguckten, und man hatte nichts weiter zu tun, als ihre Namen zu nennen.

Unbeschreiblich lustig war's. Und Erich rief einmal, als das A nach längerer Pause wieder erschien, mit heller Stimme: „Na guten Morgen, da bist Du ja!"

Und dann der Verkehr mit den andern Jungen! Herrlich! Was die für Späße wußten!

Anfangs war es nicht ganz so schön gewesen, weil alle viel größer als Erich waren und viel, viel stärker. Erwin von Struck hatte ihn einmal nur ein bißchen gestoßen, da lag er schon am Boden und hatte eine Beule an der Stirn. Er hatte aber dazu gelächelt und, als Herr Böhmer ihn danach gefragt, freundlich geantwortet: „Das kam so beim Spielen!"

Das hatte den Jungen gefallen, und Böhmer hatte ihnen bald darauf mit innigem Herzenston und voller Begeisterung erzählt, wie die alten Ritter für

die Schwachen und Unterdrückten eingestanden wären mit Gut und Blut. „Und das ist bei allen Deutschen, die auf sich halten, auch so geblieben, und ein echter, rechter Junge wird natürlich niemals jemanden angreifen, der schwächer ist als er!“

„Niemals,“ sagten die kleinen Burschen der Nona, und ihre Augen blitzten. Und hätte in dieser Zeit etwa „irgend ein Bengel von der Oktava“ Erich Meinhart angerührt — es wäre ihm schlimm ergangen.

Später aber, als die Ritterlichkeit der Nona etwas nachließ, hatte Erich sich bereits durch seine eigene, freundlich-schüchterne Art die Herzen der Kameraden erobert. Sie waren mehr oder weniger gut zu ihm, und Erwin von Struck stopfte ihm, wenn es auf dem Schulhof zugig war, sein Taschentüchlein in den Halseinschnitt, damit er sich nicht erkälte. Erich hustete so leicht.

Das Leben zu Hause hatte dann ja mitunter seine Mucken. Manchmal hatte sich Erich zu lange mit den Gefährten aufgehalten, oder er wußte auf die Fragen des Vaters, was sie in der Schule durchgenommen hätten, nicht eingehend genug zu antworten; manchmal versuchte er die Bewegungsfreiheit vom Schulhofe auch auf die zwei blitzblanken Stübchen daheim zu übertragen — alles schlimme Dinge!

Oder wenn dies alles nicht der Fall war, fiel ein halbes Dutzend Gründe zum Schelten auch zur Abwechselung einmal direkt aus den Wolken, oder

Karl Meinhart griff sich einfach Gründe aus der Luft. Wirklich — zuweilen dachte man, die ganze Stube sei voll Sonnenlicht, da schwirrte es plötzlich wie ein Schwarm häßlicher Mücken.

„Der wievielte bist Du jetzt in der Schule?"

„Noch immer der Zwölfte, Vater!"

„Und Erwin von Struck?"

„Der Achte!"

„Warum kommst Du denn nicht höher hinauf? Bist Du etwa faul? Junge, ich sage Dir, wenn Du faul sein solltest — —!"

Dann war aus dem Stübchen die Sonne fort, und Erich lachte nicht mehr.

Aber es gab doch in diesem Jahre auch nicht so viel zu weinen als früher. Das empfand Frau Martha bewußt und Erich unbewußt, und sie hielten geduldig still, wenn die „Mücken" stachen.

Am Ende des Schuljahrs trat Direktor Möbius eines Vormittags in die Nona ein, um eine Prüfung abzuhalten.

Die kleinen Jungen bekamen rote Bäckchen. Fein! Nun durften sie einmal zeigen, was sie wußten und konnten; es war nach ihrer Meinung eine Unmasse.

„Man kann in Ihrer Klasse wirklich von einer gewissen Poesie reden," sagte der alte Herr im Hinausgehen zu Lehrer Böhmer. „Sehr gut, wie immer! Aber den kleinen Meinhart müßten Sie zum Primus erheben; er weiß am besten Bescheid."

Böhmer nickte. „Augenblicklich verdiente er den Platz wohl, Herr Direktor! Er ist aber nicht so befähigt, wie es scheint. Er wußte manches schon von Hause. Ich bin überzeugt, daß der Junge es nicht so weiter zwingt, und ein Herunterkommen würde ihm daheim gar zu große Unannehmlichkeiten eintragen."

Der Direktor strich langsam seinen Bart. „Ja, nach den Schrullen der Herren Väter können wir uns nun aber wirklich nicht richten. Ich verstehe Sie ja, lieber Herr Böhmer — aber mir geht in diesem Fall doch die Objektivität über alles." Er reichte Böhmer die Hand. „Wirklich, ich möchte nicht, daß man uns Parteilichkeit nachsagt!"

— — — — Zwei Stunden später stürmte Erich in das Wohnzimmer. Die Eltern saßen schon bei Tisch.

„Ich bin Primus, Mutter! Ich bin Primus, Vater! Er drehte sich wie ein Kreisel und hatte zirkelrunde rote Flecke auf seinen blassen Wangen.

Auch Frau Martha, die eben die Suppe aufgeben wollte, wurde dunkelrot. „Was ist das?" fragte sie hastig.

„Der Erste aus der Klasse," sagte Karl Meinhart, und seine Brust hob sich. Es war, als ob der Mann wuchs. Endlich! Endlich!

„Ich habe das von Dir erwartet, mein lieber Sohn! Es durfte — hörst Du — es durfte nicht anders sein! Du darfst Dir etwas wünschen, das Dir Freude macht!"

„Ein Alpenveilchen,“ stieß Erich so sehnsüchtig heraus, als hätte er nur auf diesen Augenblick gewartet, um einem Lebenswunsch Ausdruck zu geben, „aber ein blühendes! Und es müssen noch viele Knospen daran sein — alle Tage werden sie ein bißchen größer!“ — — — — — — — — —

Nach acht Tagen fand in der Aula des Heinrichsgymnasiums die öffentliche Prüfung statt. Die Eltern von den Schülern der dritten Vorschulklasse waren zu zwei Uhr nachmittags geladen.

Karl Meinhart hielt sich sehr gerade und versuchte vergeblich seinem Gesicht einen gleichmütigen Ausdruck zu geben. Er führte Frau Martha am Arm und sah jetzt langsam prüfend an ihrem schlichten, schwarzen Kleide herunter.

„Du hättest das Graue anziehen sollen! Darin siehst Du moderner aus.“

„Aber Karl, zu einer solchen Feier!“

In dem Gefühl der Zugehörigkeit betraten sie das Gebäude mit sichern Schritten. Aber beim Eintritt in die Aula sank Frau Martha der Mut. Solch großer, herrlicher Raum! Und da vorne saßen der Oberrat und all die vornehmen Damen. „Wir wollen uns ganz nach hinten setzen,“ bat sie leise.

Aber ihr Gatte sah sie fast mitleidig an. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, schritt er durch den Hauptgang des Saales und nahm vorne in der dritten Reihe mit ihr Platz. Rings um sie saßen

Damen in Spitzen- und Seidenumhängen, ein paar Herren von der Regierung, einige Offiziere.

Jetzt rückte die Nona durch eine Seitentür an und füllte einen Teil des großen Podiums.

Erich als Erster! Über Erwin von Struck! Über Kurt Kaiser! Über neunzehn andern! So hatte der Vater es seit Jahren vorausgesehen. Und so wie dieses, wird auch das andere in Erfüllung gehen! Erich Meinhart, Deine Zukunft trägt eine Studentenmütze auf dem Haupt und ein dreifarbiges Band über der Brust.

„Er ist der Kleinste," flüsterte Frau Martha, „und so blaß!"

„Er ist der Klügste," sagte Meinhart fast drohend. Er hätte sie in diesem Augenblick schlagen mögen.

Jetzt begann die Prüfung. Ein fröhliches Geplauder zwischen Lehrer und Schülern! Oberregierungsrat von Struck beugte sich weit vor. Zwitscherten da Vöglein? Lachte da der Frühling?

Bewahre, Herr Oberrat! Frohe, kleine Menschenkinder tummeln sich im Vorhof der Wissenschaft, und weil Frau Sonne ihre hellen Lichter hineinwirft, wachsen ihnen noch Blüten aus den Mauerritzen entgegen. Aber es ist nicht Spielerei, was sie treiben. Die bunten Bälle, die ihnen jetzt zugeworfen werden, sind ja Rechenaufgaben. Und wie sicher die kleinen Jungen sie zurückschleudern, wie fein sie ins Ziel treffen!

Der Oberrat lehnte sich zurück. O du glückselige Kinderzeit!

Ein Viertelstündchen ging's noch so weiter. Dann begann die Deklamation.

Vier der Knaben traten nacheinander vor, machten ihre Verbeugung und sprachen ein Gedichtchen. Dabei wurde die Mutter des betreffenden Kindes blutrot und atmete erst erleichtert auf, wenn der letzte Satz gesprochen war.

Jetzt kam Erich an die Reihe. Frau Martha faltete die Hände, Meinhart sandte ihm einen strengen Blick zu. „Aufgepaßt! Blamiere mich nicht!"

Aber Erich fing den Blick nicht auf. Er schaute sich noch einmal nach seinem Lehrer um, aus dessen Augen wieder jenes wunderbar tiefe, tröstende Seelenlicht brach, und setzte dann mit klingendem Stimmchen ein.

Ein Vaterlandsgedicht! Eines jener Lieder, die einem wie Feuer durch die Adern gehen! Und das just von diesem Kinde! Ja, du heiliges, deutsches Land, auch wir kleinsten Reislein wollen uns recken und strecken und blühen dir zur Krone.

Das Gedicht gehörte zum Pensum der Nona, und Böhmer hatte natürlich nicht im entferntesten an eine besondere Wirkung desselben durch Erichs Mund gedacht. Der Junge hatte es auch noch nie so gut gesprochen.

Der Eindruck in diesem Augenblick war aber ein so rührender, daß die Anwesenden die herrschende

Schulsitte durchbrachen und Erich Beifall klatschten. Es war, als ob sie das Kind liebkosen wollten.

Oberrat von Struck putzte energisch an seiner Brille. „Verzeihung, meine gnädige Frau, wissen Sie vielleicht, wem der kleine Kerl gehört?“

„Einem gewissen Herrn Meinhart,“ antwortete die Dame freundlich.

„Danke sehr! Richtig, ja — jetzt komme ich auch darauf.“

Er wandte sich zu Karl Meinhart und schüttelte ihm herzhaft die Hand. Wer im Saal Augen hatte zu sehen, der konnte es sehen.

Und Karl Meinhart stand hochaufgerichtet da, und sein Dünkel reichte bis an die Decke der Aula.

— — — — — — — — — —

Im Laufe des folgenden Jahres wurden die „Mücken“ im Meinhartschen Hause seltener.

Frau Martha konnte sich darüber kaum freuen; sie sah mit zitterndem Herzen die Ursache und bangte in tiefster Seele.

Wenn ihr Gatte früher auch zuweilen von der Begabung Erichs gesprochen — wirklich geglaubt hatte er daran nicht; das wußte sie. Er war gewiß nur der Überzeugung gewesen, frühe Gewöhnung, eiserne Zucht, unausgesetzter Fleiß müßten jenen Mangel voll ersetzen.

Nun sah sie, daß derselbe Tag, der zu ihr gesprochen: „Sieh, was du für ein herziges, liebes

Kind hast, und wie gut die Menschen zu ihm sind," ihren Gatten etwas ganz anderes gelehrt hatte. Das warf seinen Kopf hochmütig zurück und machte ihn geringschätzig lächeln, wenn von andern Jungen die Rede war.

Ach Gott — und es war doch falsch! Es war doch falsch! Das sagte der schlichten Frau der Instinkt der Mutterliebe.

Ein paarmal nahm sie ihre ganze Kraft zusammen und wagte es, ihrem Manne ein leises: „Ich fürchte, Du irrst Dich, lieber Karl," entgegenzusetzen. Das hätte früher einen Sturm von Entrüstung in ihm wachgerufen: „Du möchtest den Jungen wohl in die Volksschule schicken, Handwerker werden lassen?" Jetzt machte er nur eine ablehnende Handbewegung. „Ich bitte Dich, Kind, mische Dich nicht in Dinge, die Du nicht verstehst!"

Oft, wenn Erich nach Hause kam, klopfte er ihm auf die Schulter: „Na, hast Du die Jungens heute ordentlich genommen?"

„Ach Vater, ich glaube — ich glaube — —" und Erich stotterte etwas von „besser rechnen können als ich" oder dergleichen.

Aber Meinhart lachte nur siegesgewiß und sagte zu Martha: „Das Duckmäuserige hat er von Dir! Aber ich habe jetzt keine Angst mehr!"

Dann ging sie still hinaus in die Küche und hatte ein Gefühl, so bleiern und schwer, als läge ein fernes, großes Gewitter in der Luft.

Dazu kam, daß auch Erich nicht mehr so strahlend dreinblickte als während des ersten Schuljahrs.

„Ich glaube, Du lachst nicht mehr so viel wie früher," fragte sie ihn einmal und fürchtete sich derart vor der Antwort, daß sie die Augen schloß.

Erich legte beide Arme um ihren Hals und drückte sich an ihre Wange. „Doch, Mutterchen, wir sind in der Schule noch immer sehr lustig, manchmal auch mit Herrn Schmidt. Aber es ist so schrecklich, schrecklich viel zu lernen. Ich denke, Oktava wird wohl gerade die schwerste Klasse sein!"

So ging das zweite Schuljahr dahin, für Meinhart voller Hoffnungen und Pläne, für Martha voller Bangen, für Erich voll heißen, tapfern Kampfes.

Eine öffentliche Prüfung fand zum großen Verdruß des Vaters nicht statt; es hieß, sie wären für immer abgestellt. So erwartete er nun mit doppelter Spannung das Zeugnis.

Natürlich, er hatte sich nicht geirrt. Wieder als Erster versetzt. Betragen, Fleiß, Aufmerksamkeit sehr gut! Die anderen Zensuren fielen gegen das vorjährige Osterzeugnis allerdings merkwürdig ab. Aber Meinhart wollte nicht unzufrieden sein; man durfte schließlich auch nicht zu viel verlangen.

Als am Nachmittag auf dem Bureau davon gesprochen wurde, daß der Sohn eines Sekretärs nicht versetzt worden sei, meinte er, das Ehrgefühl

wäre bei den Menschen ja verschieden ausgeprägt; aber er für sein Teil würde eine solche Schande wohl kaum überleben.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein warmer Aprilmorgen, als Erich nach Ablauf der Osterferien zum erstenmal wieder nach der Schule wanderte. Die Sonne lachte ihm zu, und die jungen Birken, die sich leise im Morgenwind bewegten, wollten ihm einreden, nun komme etwas Feines.

Er glaubte es aber nicht recht. Er wußte, nun kam ein neuer Lehrer. Gott weiß, was der sich wieder für Rechenaufgaben ausdenken würde.

An einer mit Blüten bedeckten Stelle des Walles machte er Halt. Vielleicht traf er Herrn Böhmer noch vor der Schule. Herr Böhmer liebte Blumen so sehr! Wenn die blanken Tauperlchen davon doch nur nicht abfallen wollten!

Beim Eingang in die Deutsche Straße begegnete ihm Max Müller.

„Na Mensch, nun werd' ich Dir aber was Neues erzählen. Oder weißt's schon? Herr Böhmer ist krank geworden. Sehr doll krank, sag' ich Dir. Sie haben ihn gestern schon nach der Klinik gebracht."

„Nach der — —"

„Na Du weißt doch, wo sie entweder gesund werden oder sterben!"

Erich war schneeweiß geworden. Seine Lippen zitterten. Die blauen Blüten lagen zerstreut auf den harten, kalten Pflastersteinen. — — — — —

Das war der Anfang des neuen Schuljahrs.

Zu Böhmers Vertretung war ein junger Lehrer einberufen worden, der noch ohne Erfahrung in Bezug auf das feine Saitenspiel von Kinderseelen war. Ihm hatte man nach dem neuen Stundenplan den Unterricht in Deutsch auf der Septima übertragen.

Der Ordinarius der Klasse aber war Herr Holder, den seine Schüler so wenig mochten. Er war nervös und hatte der Liebe nicht.

So kam es, daß Erich Meinhart nur mit Anstrengung jedes Blutstropfens sich noch ein paar Wochen auf seinem Platze halten konnte. Dann sprachen fremde Leute über ein fremdes Kind den Spruch.

„Setze Dich Zehnter, Meinhart! Bis Du zu rechnen beginnst, sind die andern immer schon fertig. Langsamer Bursche!“ Und Herr Holder stellte eine neue Aufgabe.

Herr Schulz aber gab Erich an demselben Tag in Deutsch eine IV. Beide Lehrer waren im Recht.

Karl Meinhart stand am Fenster und wartete auf seinen Jungen. Der kam langsam mit schwerem Schritt die Treppe herauf. Er konnte nicht schneller steigen; vor ihm auf den schmalen Stufen kroch die Angst.

Als er eintrat und den Vater sah, schrak er zusammen. Dann sagte er leise: „Ich bin in der Schule heruntergekommen, lieber Vater! Als — als — Zehnter!"

Weiter kam das Kind nicht. Das Gewitter, welches die Mutterliebe ein Jahr hindurch nahen gefühlt, dröhnte durch die helle, kleine Wohnung und zerschlug in wenigen Minuten alle Knospen und Blüten, die eine stille Sonnenzeit geweckt hatte. —

Eine Viertelstunde später stürmte Karl Meinhart die Chaussee nach K. entlang. Er mußte allein sein, allein mit dieser furchtbaren Aufregung, die ihm die Kehle zusammendrückte. Er öffnete seinen Kragen. Nur Luft, Luft! Es wäre ja wirklich kein Wunder, wenn ein Schlag —!

Eine Weile hastete er vorwärts, ohne etwas denken zu können. Dann schlug er sich plötzlich vor die Stirn. „Ja, war das denn wirklich möglich? Konnte das sein? Zehnter! Sein Junge Zehnter! Ha — warum nicht gleich Zwanzigster! Zwanzigster ist solch eine nette runde Zahl!

Er lachte bitter.

Dann ging doch ein Schimmer von Überlegung durch seine wirren Gedanken.

„Zehnter," wiederholte er noch einmal laut. Also sechzehn saßen noch unter ihm. Und ihre Väter gingen ruhig über die Straße und zeigten ihr Gesicht der Sonne!

Aber da lag die Sache auch anders. Was hatten sie alle für Nebeninteressen, was gönnten sie sich für Genüsse!

Und er dagegen! Eiserne, gleichmäßige, öde Pflicht vom Morgen bis zum Abend, und nur diesen einen Gedanken, diesen einen rasenden, glühenden Lebenswunsch! Er dachte an seine Sparbüchse, an all die kleinen und großen Opfer, die er unausgesetzt brachte. Und da sollte solch ein Junge nicht auch seinerseits ein wenig Fleiß dazutun?

Meinhart köpfte ein paar rote Kleeblüten, die am Wege standen. Er soll ihn dazutun, so wahr er Karl Meinhart hieß.

Ihm fiel auf einmal aus der preußischen Geschichte der Satz ein: Wir sind auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen. Er sagte ihn laut. Das stimmte, ja, das stimmte! Aber das sollte jetzt anders werden. Teufel — was hatte der Schulmeister damals ihm Sporn und Zügel und Peitsche aus der Hand zu nehmen!

Nun, Herr Böhmer, Karl Meinhart ist wieder wach! Der Junge soll und muß in die Höhe!

Er lenkte seinen Schritt der Stadt zu; auf seiner Stirn lag ein unbeugsamer Wille.

— — — Unterdessen herrschte in der kleinen Wohnung daheim Totenstille. Erich lag auf dem Sofa. Das Gesicht war wie im Krampf verzogen, die Augen waren fest geschlossen. Hin und

wieder ging ein Zucken durch die schmächtigen Glieder.

Die Mutter kniete neben ihm. Sie hatte ihren Kopf an seine schmale Brust gelegt und horchte auf seinen Herzschlag. Unaufhaltsam strömten die Tränen über ihr blasses Gesicht. —

Und dann ging am andern Tage wieder alles seinen alten Gang. Erich schlich nach der Schule, Meinhart schritt seinem Bureau zu, Martha ordnete den Haushalt.

Als sie den Stock aufhob, der noch von gestern am Boden lag, kam ein ganz fremdes Flackern und Glimmen in ihren Blick. Es war ihr, als läge da an der Erde das Lachen ihres Kindes, sein frühlingsfrohes Vertrauen, sein Ehrgefühl. Alles zerschlagen.

Sie versuchte den Stock zu zerbrechen — sie zwang es nicht. Nein, sie zwang nichts. Ach, daß sie eine von den Schwachen war, die nur lieben und leiden können! Nur lieben und leiden!

Aber äußerlich war die Maschine eben wieder eingestellt und surrte und schnurrte, und nur das war anders, daß Karl Meinhart sich jetzt täglich von Erich die Schularbeiten vorlegen ließ. Es erschien ihm dabei aber vieles so fremd, daß er sich darauf beschränkte, nur diese oder jene Arbeit, die ihm nicht schön oder sauber genug geschrieben schien, noch einmal machen zu lassen, hin und wieder

ganz planlos eine Aufgabe seinerseits einzufügen und das Auswendiggelernte — selbst wenn Erich es fließend hersagte — noch einigemal wiederholen zu lassen. Das mußte doch seinen großen Nutzen haben!

Der war aber vorläufig noch nicht zu spüren!

Das Zeugnis, das Erich vor den Sommerferien nach Hause brachte, führte ihn noch immer als Zehnten in der Rangordnung auf.

Meinhart beherrschte sich nur mit Mühe. „Nun benutze die langen Sommerferien! Die sind in diesem Fall geradezu als ein Geschenk anzusehen. Während die andern sich herumtreiben, kannst Du einholen, was Du versäumt hast!" —

Drückende Julihitze lag über der Stadt. In der hochgelegenen, engen Meinhartschen Wohnung konnte man kaum atmen. Frau Martha hatte die Vorhänge dicht zugezogen; das gedämpfte gelbe Licht im Verein mit der heißen Luft machte den kleinen Jungen fast rasend. Die Mutter öffnete sie wieder. Da stach der Sonnenstrahl ihm in die Augen, daß er laut aufschrie.

In der Küche war es auch nicht besser, obgleich sie nach der Schattenseite hinaus lag. Der Herd war mittags zu sehr eingeglüht.

„Was fange ich nur an," sagte Erich, „Mutterchen, was fang' ich nur an?" Er rollte sein Taschentuch zusammen, glättete es wieder und ballte es von

neuem. Die Feder lag unangerührt neben dem dicken Diarium.

„Mußt Du die Arbeit denn gerade jetzt machen, mein Kind?“

„Ja, Muttchen, acht Rechenaufgaben! Um sieben kommt der Vater nach Hause.“

„Wie weit bist du schon?“

„Ich habe noch gar nicht angefangen!“

Sie versuchte dem Tisch einen bessern Platz zu geben, hängte nasse Laken vor die Fenster und darüber dunkle Tücher.

Als der Junge sah, wie sie sich mühte, nahm er all seine Kraft zusammen. „Jetzt ist es bedeutend besser,“ sagte er, „jetzt wird es schon gehen!“

Er tauchte die Feder ein und tat, als ob er rechnete. Er malte aber nur planlos Zahlen auf das Papier.

Ein Teil seiner Kameraden war jetzt an der See, Erwin von Struck in den Bergen. Einige vergnügten sich bei Verwandten auf dem Lande, natürlich bei solchen, die Pferde haben; die andern, die nicht verreisen konnten, mochten jetzt wohl im Walde oder auf dem schattigen Schulhof sein.

„Neun und fünf — neun und fünf —“

„Vierzehn, mein Jungchen!“

„Natürlich vierzehn, Mutterchen! Ich bin schon ganz dumm!“

Wenn seine Mutter doch eine Waschfrau wäre und sehr arm, und der Vater wäre tot — schon lange tot! Dann hätten sie ihn gewiß mit in die Ferienkolonie genommen — oh! Der kleine Paul vom Hof, der so lange krank gewesen, der hatte es jetzt fein! Mitten im Walde, wo die Bäume rauschen und die Rehe kommen, die lieben, braunen Rehchen!

Ah, wenn doch alle Kinder in den Wald könnten — —!

Da fuhr er plötzlich auf: „Mutter, was habe ich getan, daß der liebe Gott so böse auf mich ist?"

Um sieben Uhr aber waren die Aufgaben doch fertig. — —

Selbstverständlich trug hin und wieder ein Tag auch einmal ein anderes Gepräge — als der große Regen gekommen war und Erich mit der Mutter am offenen Fenster stand und ihr von Herrn Böhmer erzählte, „noch einmal alles von Anfang, Muttchen," oder als der Vater ihn nach Schirau mitgenommen hatte, wo er jährlich seine Torfbestellung machte, und die Bäuerin dem Jungen den frischen Honig gab, der noch in den wunderbaren, niedlichen Wabenzellchen steckte — und doch: als Erich am ersten Schultage unter den andern Jungen stand, die zum großen Teil tiefgebräunte Gesichter hatten, fiel es sogar Herrn Holder aufs Herz.

„Bist Du krank gewesen, Meinhart?"

„Ja," antwortete Erich, besann sich aber langsam und sagte: „Nein, Herr Holder!"

Die Jungen lachten unbändig, und Herr Holder schüttelte den Kopf. „Komischer Kerl, er weiß nicht einmal, ob er krank gewesen ist oder nicht!"

— — — — — — Karl Meinharts Hoffnung, es würde jetzt mit Erich schnell in die Höhe gehen, verwirklichte sich nicht. Eltern und Kind trugen gleich schwer daran.

Dann, kurz vor Beginn der Herbstferien, brach Erich zusammen.

„Ein nervöses Fieber," sagte der Arzt. „Machen Sie sich auf mehrere Wochen gefaßt!"

Frau Martha nickte mit einem unsagbar traurigen Ausdruck vor sich hin. „Aber es ist doch wohl nicht lebensgefährlich," fragte sie leise.

„Nein! Sie müssen ihn aber vor jeder Aufregung hüten! Er ist höllisch herunter!" —

Der Arzt behielt recht; wirklich dauerte es bis in den November hinein. Es war an keinem Tage so, daß man für das Kind fürchten mußte, es war aber auch an keinem so, daß man aufatmen konnte.

Wäre das erstere der Fall gewesen, hätte es Karl Meinhart doch wohl aufgerüttelt und endlich einmal seine Begriffe richtiggestellt. In wirklicher Gefahr pflegt die Liebe ja das Kleid der Selbstsucht abzuwerfen. Dann steht sie auf einmal unverhüllt da und liebt nur und zittert.

Aber es war ja gar keine Gefahr vorhanden! Der Junge war krank — gewiß! Aber das bißchen Schlaflosigkeit, das bißchen Kopfschmerz war doch nicht etwas, das jahrelang gehegte Wünsche und Pläne bei Karl Meinhart auch nur in eine Schwankung hätte versetzen können.

Nur verdrießlich konnte es einen machen! Über alle Maßen verdrießlich!

Vier Wochen! Sechs Wochen! Die andern Jungen laufen mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, seinem Herrn Sohn dagegen beliebt es —!

Dann gab er seinen Gedanken doch einen Ruck. Nein, nein — er war ja wirklich krank, und vielleicht konnte man später mit Nachhilfestunden noch alles in Ordnung bringen.

Das änderte aber nichts daran, daß er vor innerem Verdruß kaum mehr wußte, was er beginnen sollte. Er ärgerte sich auch über Martha. Mein Gott, sie hatten ja nie miteinander „so getan" wie andere Leute; aber sie hatten innerlich doch zusammengestanden. Das war jetzt anders. Seit wann? Er wußte es nicht. Und er war zu stolz und zu steif, um zu fragen, und hatte auch zu viel an den Jungen zu denken. Weg damit! Wer kennt die Weiber aus!

Aber er empfand doch eine Leere. — — — —

Mitte November begann Erich aufzustehen. Der Arzt war lange nicht mehr in das Meinhartsche

Haus gerufen worden. „Er kann ihm ja doch nicht helfen," hatte Meinhart gesagt und damit in diesem besonderen Fall vielleicht nicht unrecht gehabt. Aus eigenem Antriebe aber ging Dr. Fritz nur zu „besseren Patienten", worunter er sehr gut situierte Leute verstand. So unterblieb die Mahnung, die er Meinharts in Bezug auf Erichs angegriffene Nerven noch hatte geben wollen.

Erich lag im Lehnstuhl am Fenster und schaute in den blauen Herbsthimmel hinein. So schön war heute der Tag, so klar! Dort die Bäume im Nachbargarten waren ganz in Gold getaucht. Ach — jetzt ein Vöglein zu sein und in ihren Zweigen zu sitzen! Oder auch nur unter ihnen zu stehen: „Bäumlein, rüttle dich und schüttle dich — wirf Gold und Silber über mich!" Dann brauchte nicht erst die Märchenfrau zu kommen, um den Wunsch zu erfüllen — nein, das brachte jetzt Herr Wind ganz allein zustande. Oh, wie es rieselte und regnete von goldenem Laub! Oh —!

Die Mutter kam herzu und küßte ihm die feinen, blassen Händchen. „Ist Dir jetzt wohler, mein Liebling?"

„Ja, Mutterchen, ich glaube, ich werde nun bald gesund. Aber bitte, sag's noch nicht dem Vater."

Karl Meinhart sah es jedoch, ohne daß sie es ihm sagte. Und er atmete erleichtert auf. Aber

er wollte diesmal nichts überstürzen. Erst Kraft sammeln lassen! Dann aber hinein! — — — —

Es war der Charakteranlage Karl Meinharts entsprechend, daß er nun, nachdem die eigentliche Krankheit überwunden schien, seiner zurückgedrängten übeln Laune wieder mehr die Zügel schießen ließ. Manchmal jagte sie über Stock und Stein und kam zu Zielen, an die er beim Ausgang selber nicht im Traum gedacht hatte. War ein solcher Weg aber erst ein paarmal zurückgelegt — dann galt ihm der gewagteste Schluß bereits als Tatsache, und so war es für ihn jetzt zum Beispiel ausgemacht, daß Erich sich durch eine Erkältung absichtlich — geradezu absichtlich — krank gemacht habe.

So strebte das Kind denn jetzt selbst mit der ganzen geringen Kraft, die ihm in den letzten Wochen wiedergekommen war, einer Veränderung, also in diesem Falle der Schule entgegen. Unter den Jungen war es doch anders — war es doch anders!

„Nein, nein, ich habe bestimmt keinen Schwindel mehr. Ich glaube sicher, es wird gehen!“

Frau Martha wollte nichts davon wissen. „Du weinst doch noch so viel, mein Jungchen!“

„Aber das ist ja gar nicht geweint, Mutterchen, mir kommen nur immer die Tränen; oft bin ich selbst ganz erstaunt darüber.“

Acht Tage später — der Dezember war herangekommen — wanderte Erich seiner Schule zu.

Unter seinen Kameraden herrschte große Freude.

„Na, Meinhart, Mensch, da bist Du ja!" Kurt Kaiser faßte ihn von hinten unter beide Arme, hob ihn auf und schwenkte ihn ein paarmal in großem Bogen herum.

Erich überkam ein Schwindel, daß er laut aufschrie: „Kurt!"

Der stellte ihn enttäuscht auf die Erde. „So verpimpelt haben sie Dich! Na, sieh mal, da werden wir zu tun haben! Übrigens, Jungens, es wird ihm jetzt ein bißchen vorgesagt, hört Ihr?"

„Sonst kommt er wieder runter, und dann schlägt ihn sein Vater," sagte Max Müller.

Erwin von Struck sprang von der Schulbank herunter, auf der er wie ein Reiter gesessen hatte, und gab ihm ohne ein Wort zu sagen eine Ohrfeige. Dann wandte er sich zu Erich, der in vollständiger Hilflosigkeit die Kameraden ansah. „Ich soll Dich von Herrn Böhmer grüßen, Erich. Er ist einmal ein paar Stunden hier in der Stadt gewesen und wollte Dich auch besuchen, aber Dein Vater —"

Der treuherzige Junge wurde plötzlich dunkelrot; jetzt hätte er Erich ja auch beinahe etwas Unfreundliches gesagt.

Aber Erich achtete gar nicht darauf. Er faßte Erwin am Rockärmel; die Tränen schossen ihm in die Augen. „Ist er gesund geworden, kommt er jetzt wieder?"

Auch die andern drängten sich herzu. „Kommt er jetzt wieder? Wird er Stunden bei uns haben?"

„Na, nun zerreißt mich bloß nicht gleich. Von gesund ist noch keine Rede. I wo! Aber er meint ja, es ist im Besserwerden."

Erich mußte sich setzen. Es war für sein kleines Herz zu viel gewesen. „Mein Herr Böhmer! Mein Herr Böhmer!" Er wußte gar nicht, daß er es laut vor sich hinsprach.

Dann klingelte es, und die Septima suchte schleunigst ihre Plätze auf. — —

Diesmal wurde der Urteilsspruch Herrn Holder schwer. Er wollte es gleich in der ersten Stunde sagen, verschob es aber bis zur letzten.

„Ja, sieh mal, Meinhart, Du hast nun wirklich Pech! Diese lange Krankheit! Da fehlt Dir jetzt jeder Anschluß. Du wirst Dich schon zu Fritz Braun setzen müssen." Der war der Vorletzte.

Erich brach in bitterliches Schluchzen aus.

„Nun heule doch nicht, Junge! Es ist wirklich nicht schlimm, auch wenn Du nicht versetzt werden solltest!" Und als Erich sich gar nicht beruhigen konnte, fügte er hinzu: „Ich will es Deinem Vater schreiben; wenn er will, mag er Dir Nachhilfestunden geben lassen." — —

Nachhilfestunden! Karl Meinhart atmete etwas erleichtert auf, als er beim Lesen an diese Stelle kam. Er hatte schon selbst daran gedacht. Er

wird noch eine Privatarbeit übernehmen, um die Mehrausgaben zu bestreiten. Und wenn der Junge sich dann zusammennimmt — — —!

Ja, er nahm sich zusammen! Ach ja! Aber es war so schwer, daß Erich fast gewünscht hätte, tot zu sein.

Da stand im Lesebuch ein Brief von Luther an sein kleines Hänschen. Wenn der liebe Gott wirklich solch einen Garten hatte, wie's in dem Brief stand — —!

Wollte, wollte er ihn doch bloß sterben lassen; aber noch vor der nächsten Rechenstunde, am liebsten noch, bevor heut' der Sekundaner kam, der so viel und so verworren sprach. „Muttchen, klingelt es nicht? Ach Gott, Muttchen!"

„Ja, mein Liebling — der junge Herr — Du weißt doch." — — — — —

Und wieder war der April herangekommen, und die Frühlingssonne schien über Gerechte und Ungerechte, versetzte und unversetzte Knaben. Erich Meinhart gehörte zu den ersteren.

Nach Sexta versetzt! Das Zeugnis besagte es, und die neue, bunte Mütze am Garderobenhalter nahm sich über die Maßen großartig aus; aber außer dem blonden Sekundaner, „der das Ziel nicht eine Minute aus den Augen gelassen", hatte niemand eine rechte Freude daran. Karl Meinhart trug den Wurm im Herzen, daß sein Junge Vor=

letzter war. Vom Primus zum Vorletzten — das fraß! Frau Martha konnte sich überhaupt nicht mehr freuen, und auch Erich brachte es nur zu einem gequälten Lächeln.

„Mutterchen, wenn mich jetzt noch das Latein anfällt" — er hatte die Vorstellung, als handele es sich hier um einen neuen Feind — „dann weiß ich nicht, wie es werden soll!"

Das Kind hatte in dieser Zeit einen merkwürdig herben und frühreifen Gesichtsausdruck bekommen. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Da kam am Ostermorgen für einen Augenblick ein Sonnenstrahl.

„Sextaner Erich Meinhart," las der Postbote mit lauter Stimme und verweigerte, als der Vater die Hand ausstreckte, lächelnd die Auslieferung des Briefes.

„Sind Sie Sextaner geworden, Herr Meinhart? Ich gebe immer alles perßönlich ab, alles perßönlich!"

So kam der Junge zu seinem Brief. Es war der erste, den er in seinem Leben erhielt. Er lächelte scheu, und seine Hände zitterten vor Aufregung. Plötzlich wurde er dunkelrot: das B kannte er! Das hatte lange Zeit unter der Korrektur seiner Hefte gestanden. „Von Herrn Böhmer," schrie er auf, „Mutterchen, ich habe einen Brief von meinem Herrn Böhmer!"

Frau Martha, die in der Küche mit dem Abwaschen des Kaffeegeschirrs beschäftigt war, hörte es und kam eilig herein. Auch in Meinharts Gesicht lag eine gewisse Spannung. „Nun, so lies doch endlich, oder soll ich — —?“

Aber Erich las selbst.

Hin und wieder wurde es ihm schwer, ein Wort zu entziffern; dann stotterte er ein wenig. Aber im übrigen klang es doch eigentlich gar nicht wie ein Brief; es klang, als ob Herr Böhmer neben ihm stand und zu ihm sprach. Und alles war auf einmal so anders, so schön! Nun wird es nicht lange dauern, dann werden sie alle drei lächeln müssen; Erich kannte das schon.

Eine Waldschule hätten sie in Gr. Jägerstal eingerichtet, die erste ihrer Art. Die Leute wollten einmal sehen, ob so etwas wohl durchzuführen sei. Da sollen nun schwächliche Kinder unterrichtet werden, bei schönem Wetter draußen im Freien; denn die geraden, grünen Fichten sollen auch unterrichten helfen, nämlich im Wachsen und Kräftigwerden, und die Vögel sollen den Gesangunterricht erteilen. Und weil er — Böhmer — noch immer nicht recht in die laute Stadt zurückkehren könne und doch so gern Kinder lachen höre, habe er das Übrige übernommen.

„Nun mußt Du mich aber auch einmal besuchen, mein lieber Erich — hörst Du? Ich habe mich

schon so weit eingerichtet, daß ich Gäste aufnehmen kann, und bin bis zum 1. Mai noch vollständig frei. Bitte nur deine lieben Eltern recht herzlich, daß sie Dir erlauben, die Osterferien bei mir zuzubringen. Du fährst bis Klausendorf, Eure nächste Station, mit der Bahn; von dort hole ich Dich ab.

Frau Zilius hält die schönsten Ostereier für Dich bereit, und ich freue mich auf meinen guten, guten, kleinen Erich."

Als der Junge zu Ende gelesen hatte, saß er einen Augenblick ganz überwältigt da. Dann stürzte er auf Karl Meinhart zu, und es schien, als ob er ihm beide Arme um den Hals werfen wollte. Aber nein, nein — das ging ja nicht! So blieb er nur dicht vor ihm stehen und sah ihn mit brennenden Augen an.

„Darf es sein, Vater? Darf es sein?"

Auch Frau Martha machte ein paar Schritte vorwärts. Über ihr Gesicht liefen helle Tränen.

„Karl, Du weißt, ich bitte nicht oft! Aber dies Mal — —!"

So standen sie vor ihm.

Karl Meinhart rang einen Augenblick mit sich. Aber das war ja eine förmliche Überrumpelung! Zu solch einer Sache entschließt man sich doch nicht von heute auf morgen! Und übrigens, wenn dem Jungen so unendlich viel daran lag — mochte er es sich doch verdienen!

Verdienen! Natürlich! Das war dann doch wieder einmal ein Sporn, ein Antrieb —!

„Vater, darf es sein?"

„Später," sagte Karl Meinhart nicht unfreundlich, „wenn Du wenigstens über zehn von den Jungen herübergekommen bist!"

„Vater!"

Eine Sekunde noch brannte der Blick des Kindes in dem seinem, fast unheimlich. Der Mann wandte sich ab. „Du hast es jetzt selbst in der Hand!"

Und das Feuer in Erichs Seele sank still in sich selbst zusammen. — — — — — — —

Aber es glomm doch darin weiter. Vielleicht konnte es sich ja doch einmal ereignen! Bis Pfingsten wird es nicht möglich sein, aber vielleicht bis zu den Sommerferien.

Fritz Braun, du mußt herunter! Max Müller, ich kann Dir nicht helfen! Wißt ihr es denn nicht, ich muß zu meinem Herrn Böhmer, ich muß in den Wald, ich muß — ich muß! Oh, mein Kopf!

Die Sommerferien sausten heran: Erich Meinhart war der Fünfte von unten gerechnet.

„Vater!"

„Ich habe der Zehnte gesagt. Vielleicht im Herbst."

Die Herbstferien kamen — und Erich war wieder der Vorletzte.

Und dann kam das lange, graue Winterhalbjahr.

Karl Meinhart war der Raserei nahe. Was fängt man nur an? Was fängt man nur an? Da steht man mit zwei gesunden Armen in der Welt und kann nicht einen Jungen lenken, nicht einen Jungen von zehn Jahren lenken!

Und nirgends Beistand! Die Frau drückt sich in den Ecken herum und heult, der Lehrer zuckt die Achseln: „Abwarten; er ist wenig befähigt." Der Direktor verbietet, ihm Nachhilfestunden geben zu lassen. „Mit der Sexta muß er allein fertig werden; sonst bleibt er eben sitzen und sammelt Kraft!"

In Karl Meinharts Seele war eine treibende Unruhe gekommen.

Eines Tages sprang er auf und stürzte nach der Apotheke. „Drei Flaschen guten, alten Ungarwein! Nicht wahr, Sie meinen, daß der stärkt und die Lebensgeister anfeuert?"

Ja, sie meinten es; aber es war keine Wirkung bei Erich wahrzunehmen.

Im März hörte man im Meinhartschen Hause beinahe auf, miteinander zu sprechen.

Dann eines Abends — Erich schien bereits zu schlafen — setzte sich der Vater auf den Rand seines Bettes.

„Weißt Du es noch immer nicht, ob sie Dich nach der Quinta hinübernehmen werden?"

„Nein!"

Meinhart stöhnte. „Einen Herrn wollte ich aus Dir machen, einen, der sich nicht vor anderen zu ducken braucht, einen — —"

Es überwältigte ihn. „Junge, Du mußt hindurch," schrie er, „oder, oder — —"

In den letzten acht Tagen sprachen sie dann wieder nicht mehr miteinander.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Meinhartschen Hause blieb die Zeit stehen. Noch immer zehn Uhr? Das war es nach Frau Marthas Vorstellung doch schon vor einer Stunde gewesen.

Sie lief fortgesetzt hin und her, hin und her.

Wenn er die Frankstraße entlang kam, konnte sie ihn nur vom Wohnzimmer aus sehen; ging er die Deutsche Straße, nur vom Küchenfenster. Sie würde es dann gleich am Gang erkennen, ob er versetzt worden sei; sie hatte es immer am Gang erkannt.

Es kam ihr in den Sinn, wieviel solcher Versetzungstage noch kommen müßten, bis Erich mit der Schule fertig wäre. Sie zählte die Klassen. Da kam sie zu dem Schluß, dazu würde ihre Lebenskraft nicht mehr ausreichen.

In der Deutschen Straße wurden ein paar Jungen mit ihren Zeugnismappen sichtbar. Sie hielten sich sehr gerade und gingen schnell ihrem Ziel zu. Erich war nicht unter ihnen.

Frau Martha sah nichts mehr. Sie hatte sich in der Küche auf den Holzkasten gesetzt, drückte die Hände vor das Gesicht und saß ganz still da, ohne sich zu rühren. Hin und wieder setzte ihr Herzschlag aus.

„Es ist Passionszeit," dachte sie; „darum müssen die Mütter in dieser Zeit so viel um ihre Söhne leiden!"

Plötzlich fuhr sie zusammen. Ein Schritt auf der Treppe! Sie riß die Türe auf; es war der Postbote.

Und dann wußte sie es auf einmal bestimmt: er ist nicht versetzt! Wenn er versetzt wäre, stünde er schon lange hier an ihren Knieen und hätte die Arme um sie gelegt.

Ein sonderbares Gefühl der Ruhe überkam sie. Nun ist es wenigstens entschieden, wenigstens entschieden! Sie zündete Feuer an. Draußen hatte es zu regnen begonnen; wenn er kam, mußte er eine Tasse heißen Tee haben. Und dann wollte sie ihn gleich anlächeln: „Nimm's Dir nicht zu Herzen, mein liebes Kind! Nimm's Dir nicht zu Herzen!"

Sie sagte es in Lauten, daß es hätte Steine bewegen können.

Aber Erich kam nicht.

Zwölf Uhr! Wo nur das Kind bleibt? Sie griff nach ihrem Mantel.

Aber nein! Er wird zum Vater aufs Bureau gegangen sein! Vielleicht hat er gemeint, dort unter den andern — —!

Als es vom Turme Eins schlug, kam der Mann mit drei, vier Sätzen die Treppe heraufgesprungen. Er riß die Türe auf. „Ja oder nein?“ fragte er mit fliegendem Atem.

Sie sah ihn starr an. „Wo ist — wo ist der — Junge?“

„Nun, ich denke, das frag' ich Dich! Ich bitte mir jetzt aus, wenigstens keine Komödie mit mir zu spielen. Ich werde meinen Herrn Sohn doch vielleicht einmal fragen dürfen —“

Seine Stimme schnappte über. „Wo Du ihn versteckt hast, will ich wissen!“

Frau Martha lehnte an der Wand. Was wäre das, wenn der aufgeregte Mann sie jetzt packte! Was wäre das!

Und was wird er erst sagen, wenn das Kind *gar* *nicht* mehr nach Hause kommen wird, *gar nicht* mehr!

Großer Gott, wer hatte ihr das denn plötzlich zugeraunt? Klang das in ihr, neben ihr? Großer Gott!

In der nächsten Sekunde lag sie am Boden.

Karl Meinhart fuhr herum. Was war das? Er beugte sich über sie und sah sie an, lange, unverwandt.

Da kroch das Verständnis eiskalt an sein Herz heran.

„Martha — — —!“

Sie wandte den Kopf von ihm fort und wimmerte leise. — — — — — —

Eine Viertelstunde später standen die beiden vor dem Schulgebäude. Karl Meinhart schlug mit der Faust gegen die Tür; dann erst riß er die Glocke.

Ein kleiner Junge erschien im Torweg und lief eiligst wieder zurück. Unmittelbar darauf knarrte die Tür. „Zum Donnerwetter, jetzt in den —!“ Der Schuldiener verstummte, als er die beiden todblassen Menschen sah.

„Was wollen Sie, Herr Meinhart?“ fragte er erschrocken.

Der brachte keinen Ton heraus.

„Mein Kind,“ sagte Frau Martha, „wo ist mein Kind?“

„Ihr Erich — ja — hm! Ist er nicht nach Hause gekommen? Aber so etwas!“ Der alte Mann rieb sich die Stirn. „Ich weiß auch gar nicht, wo er geblieben sein kann. Ich sah bloß, wie er mit dem großen Struck aus der Klasse kam. Und der große Struck sagte: „Sei doch nicht so dumm, Erich! Gräme Dich doch nicht! Auf der nächsten Klasse bleib' ich auch sitzen —“

„Wohin sie gingen, Mann, wohin sie gingen?“ stieß Karl Meinhart heraus.

„Ja, das sah ich nicht. Ich sah bloß, wie der große Struck neben ihm ging und immer sagte:

„Gräme Dich doch nicht, Erich! Auf der nächsten Klasse — — —"

Sie hörten nicht mehr. Sie stürzten schon wieder über die Straße.

Oberrat von Struck kam, zum Ausgehen gerüstet, die Treppe herunter. Da traf er auf Meinhart, — Frau Martha lehnte unten am Treppengeländer.

„Herr Oberrat — Herr Oberrat werden verzeihen, mein Junge —"

„Na, was ist's?" Herr von Struck sah ziemlich unfreundlich auf den vor ihm Stehenden. „Erwin hat mir erzählt, daß er nicht versetzt ist. Als ob das ein Unglück wäre! Nehmen Sie doch Verstand an, Meinhart! Ihr verdammter Ehrgeiz —"

Meinhart tat sich übermenschliche Gewalt an. „Er ist nicht nach Hause gekommen, Herr Oberrat," sagte er mit heiserer Stimme. „Wir suchen ihn. Er ist zuletzt mit Ihrem Sohn zusammen gesehen worden."

„Sie suchen ihn — so, so! Ja, das ist etwas anderes! Der arme, kleine Kerl ängstigt sich natürlich heimzukommen." Erst in diesem Augenblick wurde Herr von Struck Marthas ansichtig. „Kommen Sie doch, liebe Frau, kommen Sie doch! Wir wollen gleich mal meinen Erwin fragen!"

Aber die beiden rührten sich nicht.

Der Oberrat riß die Tür nach seiner Wohnung auf. „Erwin!"

Der rotbäckige Quintaner war mit zwei Sätzen neben ihm.

„Wo hast Du den kleinen Meinhart zuletzt gesehen?"

„Zuletzt, Papachen? Na, wart' mal — ach so, Ecke Deutsche Straße, weißt Du, wo's nach der Mühle zu geht. Er wollte sich Weidenkätzchen holen gehen."

Unten fiel die Haustür ins Schloß. Frau Martha war eben hinausgestürzt.

Meinhart zögerte noch. „Sagte er sonst noch etwas?" fragte er leise und schwer.

„Nein, er sagte gar nichts. Er hat den ganzen Morgen kein Wörtchen gesprochen."

„Du kannst gehen, Erwin!" Der Oberrat legte Meinhart die Hand auf den Arm. „Nur nicht den Kopf verlieren, Mann! Ganz gewiß hat er sich in seiner Angst irgendwo versteckt. Aber wir wollen für alle Fälle doch einmal nach der Polizei!"

— — „In seiner Angst" rauschten die Weiden am Mühlenwehr. Karl Meinhart hörte es deutlich heraus. Wie können Weiden so laut reden?

„In seiner Angst" wimmerte die Trauerglocke von der nahen Kirche. Ein alter Mann war gestorben; die Leute, die neben ihm standen, sagten es. Das sollte die Glocke verkünden. Sie sagte aber immerfort das andere. Immerfort!

„Das halte ich doch für übertriebene Ängstlichkeit,“ sagte Dr. Minden zu Lehrer Schmidt, während sie am Flußufer standen und den Nachsuchungen der Fischer beiwohnten. „Wenn ein Junge nicht nach Quinta versetzt worden ist, wird er doch nicht gleich —; bedenken Sie, nach Quinta, Herr Kollege!“

„Ich glaube nicht, daß die Höhe der Klasse dabei etwas ausmacht,“ meinte der andere sehr ernst. „Der Junge war im höchsten Grade nervös. Er hat es zu Hause sehr hart gehabt. Gesehen worden ist er hier. Wer weiß? In seiner Angst —“

Karl Meinhart hörte es durch all das Gemurmel der Leute hindurch.

Es dunkelte bereits. Ein Polizeibeamter erschien und gab die Weisung, daß die Nachforschungen für heute eingestellt werden sollten. Dann wandte er sich zu Meinhart. „Wir haben auch in der Stadt überall suchen lassen, aber bis jetzt keine Spur gefunden. Vielleicht morgen!“

„Ja,“ sagte Meinhart wie geistesabwesend, „vielleicht morgen!“

Dann trat er mit schwerem Schritt an eines der Böte heran, in welchem Martha zusammengekauert saß, und wollte ihr beim Aussteigen helfen.

Sie machte eine abwehrende Bewegung; da zog er die Hand scheu zurück. Bald darauf sah er, wie eine fremde Frau den Arm um sie gelegt hatte und sie nach Hause führte. — —

Die Nacht war hereingebrochen, neblig und sternenlos. Wenn nicht das leise Rauschen zu seiner Rechten gewesen wäre, hätte Karl Meinhart in die dunkle Tiefe hineinstolpern können — vielleicht gerade der rechte Weg, um den zu finden, den er suchte.

Vielleicht aber lag er auch hier irgendwo im Gebüsch versteckt — und lag ganz still, weil er sich so sehr fürchtete, und ganz starr, weil er nicht mehr sprechen konnte vor Anstrengung und Frost!

Karl Meinhart vergaß, daß hier bereits jedes Plätzchen abgesucht war. Er suchte mit unsicheren Händen immerfort um die einzelnen Weidenbüsche herum; es kam ihm die Vorstellung, das müsse er nun so lange tun, als er noch lebe. Immerfort!

Nur rufen durfte er nicht. Nur ja nicht rufen! Das konnte Erichs Tod sein, wenn er plötzlich die Stimme seines Vaters hörte!

Er warf sich zu Boden und drückte die Stirn gegen die feuchte Erde.

Dann, als er eine Weile so gelegen hatte, kam etwas über ihn, das war wie harter, böser Trotz. Was hatte er ihm denn zu Leide getan? Er hatte von ihm verlangt, was sie alle von ihren Jungen verlangen!

Aber seine verstörten Gedanken und die Vorstellungen seiner überreizten Phantasie ordneten sich plötzlich zu vollständiger, nüchterner Klarheit.

„Ich habe ihn in den Tod getrieben," sagte er laut. Und in seiner Seele schrie die Qual. — —

Frau Martha saß angekleidet auf dem schmalen leeren Bett ihres Kindes. Sie hatte das Kissen, auf dem sonst sein Köpfchen gelegen, in den Arm genommen und hielt es fest an ihre Brust gepreßt. Auf dem Tisch ihr zur Seite flackerte ein Licht.

So fand sie der Mann.

Da riß das gemeinsame, übermenschliche Leid sie zueinander. Allein konnten sie's nicht mehr tragen.

„Ich habe ihn in den Tod getrieben," sagte Karl Meinhart bebend. Der steife, starre Nacken beugte sich in erschütterndem Schmerz.

Die Frau erhob sich. War sie größer geworden?

Sie schmiegten sich fest aneinander, und Mann und Weib weinten zusammen um ihr Kind.

— — — — — — — — — — —

Lehrer Böhmer war im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, und öffnete noch einmal das Fenster seines Wohnzimmers. Es war eine dunkle, neblige Frühlingsnacht; aber in der Luft sang es leise von Wundern, die kommen sollten — bald, bald.

Heute hatten sie den Garten umgegraben. Der blanke Spaten hatte Scholle für Scholle herumgeworfen; nun duftete das Erdreich so eigentümlich frisch und herb.

Und hier im lichten Stübchen duftete es auch. Er wandte sich um und streifte mit warmem Blick

die bunten Blumenkinder, die da in Schalen und Vasen auf allen nur einigermaßen geeigneten Plätzen standen.

Diese Anemonen hatte Dorchen gebracht, die herzige Kleine von der Ortsarmen Liese Berger: Sie hatte extra Sprechstunden bei ihm, weil sie stotterte. Und die blauen Leberblümchen dort in der Schale waren von Fritz Kraft, dem einzigen Jungen, den er wirklich einmal hatte strafen müssen. Das war damals so traurig gewesen. Jetzt war Fritz einer seiner Besten, wenigstens von den Kindern, die aus der nahen Ortschaft Amwalde auch im Winter zu seiner Schule gehörten.

Im Sommer allerdings, da waren unter den blassen, schwächlichen Pflegezöglingen einige gewesen, so rührend — an solche mußte der Herr gedacht haben, als er sagte: „Es sei denn, daß ihr umkehrt und werdet wie die Kinder —!“

Und das allmähliche Sichröten der Wangen, das Sichstrecken der schwachen Glieder zu sehen! Er hatte doch eigentlich den ganzen vergangenen Sommer hindurch unausgesetzt Gotteswunder erlebt, auch an sich selbst.

Böhmer trat an den Schreibtisch und durchflog noch einmal einen Brief, der den Stempel der Königlichen Regierung trug. Schon jetzt? In die Baumschule wollten sie ihn haben, die die Leute Seminar nennen.

Das wird auch schön sein! Aber einen Sommer lang will und muß er noch bei den Kleinen bleiben. Bei den Kleinen!

Er stand jetzt wieder am Fenster und beugte sich weit hinaus. Es war ihm, als hätte er ein Geräusch gehört. Aber es mußte wohl Täuschung sein — es war nichts weiter vernehmbar als das bräutliche Gespräch des Windes mit den in dicken Knospen stehenden Kirschbäumen und in der Ferne das Rauschen der Frühlingswasser.

Er wollte das Fenster schließen; da hörte er es wieder — diesmal deutlich — leise Schrittchen, direkt dem erleuchteten Fenster zu, dann ein schwaches Stimmchen: „Herr — Herr Böhmer!"

Er erschrak bis in die Seele hinein. So riefen seine Dorfkinder nicht — so nicht! Das war ein Ton — —!

Er war mit wenigen Schritten draußen im Garten. „Wo bist Du denn, mein Kind, wo?"

Da hielt er bereits einen kleinen, zitternden Körper an seiner Brust. Bis unter die Arme war das Kind vollständig durchnäßt. Es wimmerte leise.

„Erich! Erich Meinhart!" Das Erbarmen schüttelte den Mann. Er konnte kaum sprechen.

Im Schlafzimmer begann er mit fliegenden Händen das Kind zu entkleiden.

„Wie bist Du nur hierhergekommen, mein armer, kleiner Erich? Allein! So spät! Mein armer, kleiner Erich!"

Erich lehnte schwer an seiner Schulter und antwortete nicht.

Böhmer trug ihn ins Bett. „Sag' mir doch nur das eine, mein Jungchen — wie kam es, daß Du ins Wasser fielst?"

„Nicht gefallen!" sagte das Kind und schloß schaudernd die Augen. „Aber — aber da stand ein Weidenbusch — —!"

Böhmer fragte nicht weiter. Als er Erich warm zugedeckt hatte, lief er durch den dunklen Flur. „Frau Zilius, liebe Frau Zilius, ich bitte Sie sehr! Ich habe hier ein verirrtes Kind — ein wenig Tee —!"

Die alte Frau wachte noch: „Sofort, Herr Böhmer!"

— — — Um vier Uhr morgens gingen zwei Depeschen aus dem Waldschulhaus nach der Stadt, eine an Karl Meinhart, eine an den alten Sanitätsrat Richter. Erich hatte zu fiebern begonnen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der nebligen Nacht war ein kühler, klarer Morgen gefolgt. Goldene Lichter lagen in dem dunklen Grün der Fichten, hin und wieder blitzte an einer weißen Anemone ein Tautropfen. Am Waldrand stand der Frühling, noch etwas verschlafen, und sah nach der jungen, grünen Saat.

Die beiden Menschen, die da im einfachen Gefährt dahinfuhren, so schnell als die alten Mietsgäule es nur irgend vermochten, sahen es nicht.

Wie werden sie ihr Kind wiederfinden? Einen Augenblick lang ist Gott bei ihnen in ihrem Stübchen gewesen. „Er lebt!“ Da hat die Nacht vor ihm eilig ihr Kleid zusammengenommen. Sie haben sich aneinander halten müssen, so wankten die Wände um sie, so hell flimmerte das Licht!

Aber dann, als der Mann nach dem Fuhrwerk über die stille Straße raste, und der Polizeibeamte zu ihm trat, da ist für ihn wieder alles aus gewesen.

„Wir sind ihm jetzt auf der Spur, Herr Meinhart. Bis Klausendorf hat ihn ein betrunkener Fuhrmann mitgenommen. Der Kerl hat gar nicht darauf geachtet, daß er ganz durchnäßt gewesen ist. Dann im Wald hat ihn ein kleiner Junge gesehen. Er soll furchtbar geweint haben. Wir wollen jetzt gleich hin — —.“

Da hatte Meinhart ihm nur stumm das Telegramm reichen können. Etwas in ihm war hoch aufgefahren und hatte ihn geschüttelt, daß ihm die Zähne zusammenschlugen. — —

„Es muß doch schon gegen Mittag sein,“ sagte Frau Martha leise. „Nimmt dieser Weg kein Ende!“

„Kein Ende!“

Der Kutscher wandte sich zu ihnen: „Es ist noch nicht acht Uhr!“

An der nächsten Wegbiegung lag das Schulhaus. Ein Fuhrwerk stand auf dem Hof, der Jagdwagen von Doktor Richter. Ja, mit solchen Pferden —!

Sie standen im Wohnzimmer des Lehrers, ohne daß sie wußten, wie sie hineingekommen waren. Eine schlichte, alte Frau mit weißem Häubchen trat ihnen entgegen. „Einen Augenblick noch, bitte! Der Herr Doktor —"

Aber Martha beugte sich lauschend vor. „Nein, nein, ich muß —! Mein Kind!"

Die Herren im Nebenzimmer schienen es gehört zu haben. Sie kamen mit raschen, leisen Schritten herüber.

„Die Mutter?" fragte Sanitätsrat Richter.

Martha sah zu ihm auf. In ihren großen, dunkeln Augen stand die Passionsgeschichte ihrer Mutterliebe.

Fast ehrfürchtig reichte er ihr die Hand und deutete nach dem Nebenzimmer. „Dort!"

Frau Zilius folgte ihr.

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, gab Karl Meinhart sich einen Ruck. „Steht es — steht es schlimm mit ihm, Herr Sanitätsrat?"

„Sehr schlimm! Ich fürchte eine Gehirnentzündung. Natürlich bleibt die Mutter zur Pflege hier; an einen Transport ist nicht zu denken."

Die Stimme des alten Herrn klang im Gegensatz zu der Art, wie er Frau Martha begrüßt hatte, beinahe hart. „Übrigens, wissen Sie, was er jetzt tut?"

Böhmer legte ihm rasch die Hand auf den Arm. „Herr Doktor, — —!"

Aber der Sanitätsrat schüttelte den Kopf. „Lassen Sie nur, lieber Freund! Sie denken vielleicht an das schöne Wort: Wer unter uns ohne Sünde ist —! Stimmt diesmal nicht. Natürlich habe ich meine Jungen auch stramm gehalten, sehr stramm — aber es ist doch ein Unterschied, ob einer es mit gesunden, derben Burschen zu tun hat, die den Kopf voll dummer Streiche, aber auch voll guter Anlagen haben, oder ob Gott solch zartes, feines Dingchen vor einen hinstellt, solch —"

Der alte Herr konnte sich nicht länger halten. „Und ich sag's ihm doch, was sein todkrankes Kind jetzt im Fieber tut! Vielleicht erzählt er's all den hundert Meinharts, die da in der Welt herumlaufen: Es rechnet!"

Er wandte sich rasch ab und setzte sich an den Schreibtisch.

Karl Meinhart stöhnte leise. Er dachte nicht daran, sich auch nur mit einem Wort zu rechtfertigen.

Böhmer trat zu ihm. „Es sind hier schon im Waldschulhause Zeichen und Wunder geschehen," sagte er mit seiner tiefen, tröstenden Stimme. „Vielleicht —!"

Auch der Arzt schaute jetzt auf und sah in den Zügen des Mannes den Schmerz. „Unmöglich ist es nicht!"

„Darf ich ihn sehen, Herr Sanitätsrat?"

„Es ist Ihr Recht, ich kann's Ihnen nicht wehren." Meinhart machte ein paar Schritte nach der Tür. Die Sehnsucht packte ihn, so groß, so stark —!

„Nein," sagte er plötzlich, „es könnte ihm schaden!" Er wandte sich zur Tür.

Und das war in seinem Leben zum erstenmal die *Liebe*, die nicht das Ihre sucht.

— — — — — — — — — — — — — —

Einförmig tickte die Uhr; sonst kein Laut im Stübchen, kein Schritt, kein Wort!

Tagüber auf dem Bureau — dann die Stille, die Öde! Vier Wochen, daß Meinhart daheim mit niemand gesprochen! Nein länger! Sie hatten ja doch schon *vorher* nicht mehr — —!

Aber heute wollte er nicht daran denken, er wollte nicht. Einmal hat alles Maß und Ziel. Und sein Maß ist voll, gerüttelt und geschüttelt.

Sonst hatte Martha hier immer am Nähtisch gesessen! Sie hatte eine gute Haltung, war noch so biegsam, so schlank! Am Alltag trug sie immer ein graues Kleid.

Er nahm die Schlüssel und ging an den Schrank; da hing es. Er sah es lange an.

Dann zündete er die Lampe an und nahm ein Buch; Böhmer hatte seinem letzten Brief einige Bücher beigefügt. Aber er achtete gar nicht auf den Sinn. Hinter den Buchstaben stand, daß sein

Kind in das Haus eines fremden Mannes geflohen war, um dort zu sterben.

„Ich habe ihn nicht teilnehmen lassen am Leben; nun läßt er mich nicht teilnehmen an — an dem andern!“

Er las jetzt laut. Vielleicht betäubte der Klang!

Auf einmal bekamen die Worte eine Seele:

„Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.“ —

Karl Meinhart löschte die Lampe und hielt mit sich Gerichtstag.

Zum wievielten Mal?

— — — — — — — — — — — — — —

„Mutterchen!“

Erich saß aufgerichtet in seinen weißen Kissen und schaute sich mit unbeschreiblich glücklichem Ausdruck im Zimmer um. Er konnte es schon ertragen, daß es ganz, ganz voll Frühlingslicht war, nur gedämpft durch das schimmernde Grün des großen Ahornbaumes, der vor dem Fenster stand. Durch das andere Fenster, das geöffnet war, schaute blauer Flieder und Rotdorn herein.

„Mutterchen, ob sie heute Gesangsstunden haben?“

Frau Martha eilte an sein Bett; sie hatte eben die Rosen auf dem Blumentisch begossen.

„Du, ich glaube, die nehmen es hier nicht so genau, mein Jungchen. Wenn ihnen das Herz zu voll ist, singen sie auch mal mitten in der Religions- oder Geschichtsstunde."

„Immer, was gerade da hineinpaßt, nicht wahr, Muttchen?"

„Ja, mein Kind."

„Sind sie heute mit Herrn Böhmer draußen?"

„Natürlich, es ist ja so warm! Gleich hier hinter dem Garten, in den Fichten?"

„Bitte, mach' doch auch dies Fenster auf!" —

Nach einer Viertelstunde — Erich hatte sich wieder zurückgelegt, und die Mutter hielt seine Hand — kamen wirklich ein paar Lieder zu ihnen hereingeflogen. Süß und hell sang dazu eine Geige. Süß und hell antwortete ein Fink.

„Kein Hälmlein wächst auf Erden —
Der Himmel hat's betaut!
Und kann kein Blümlein werden —
Die Sonne hat's erschaut!
Wenn du auch tief beklommen
In Waldesnacht allein,
Einst wird von Gott dir kommen
Dein Tau und Sonnenschein.
Dann sproßt, was dir indessen
Als Keim im Herzen lag.
So ist kein Ding vergessen:
Ihm kommt sein Blütentag!"

Mutter und Kind lächelten sich selig zu und küßten sich. Dann ging ein Schatten über Frau Marthas Gesicht.

„Woran denkst Du, Muttchen?"

„An den Vater, mein Kind, und daß ihm sein Blütentag noch nicht gekommen ist!"

„Ach so!" Erich schloß die Augen. Es war das erste Mal während seiner Krankheit, daß sie zu ihm vom Vater sprach. „Ist er eigentlich nie hier gewesen?"

„Doch, Liebling, dreimal! Als Du hierhergekommen warst — und dann, als es so sehr schlimm um Dich stand — und dann, als der Herr Doktor gesagt hatte, nun sei die Gefahr vorüber!"

„Jetzt ist er immer ganz allein zu Hause?"

„Ja, ganz allein!"

Sie schwiegen eine Weile. Dann fing Frau Martha von neuem an.

„Besinnst Du Dich wohl noch auf das Märchen, Erich, von dem Mann, der verzaubert war und immer sein Vöglein quälte, daß es sprechen sollte?"

Erich nickte. „Er bildete sich ein, es sei ein Prinz. Es war aber keiner!"

„Nein, es war keiner. — Und wie die Königin den Mann von seinem Zauber erlöste und er nun gut wurde und sein Vöglein jetzt hegen und pflegen wollte — weißt Du das noch?"

„Ja! Da flog es ihm davon."

„Es soll ihm aber nicht davonfliegen, mein Kind, es soll ihm nicht!“

Erich sah die Mutter groß an.

„Der Mann will es hegen und pflegen, Erich!“

Sie schwieg und das Kind wandte sich träumerisch ab.

Dann, nach einigen Minuten richtete Erich sich auf. Sein Gesicht war leicht gerötet. „Möchtest Du mir wohl einmal einen Briefbogen geben, Mutterchen?“

Sie tat es mit einer Eile, als ob sie Flügel hätte.

Da schrieb er: „Lieber Vater, komm!“ —

— — — — — Der folgende Tag war ein Sonntag und ein Sonnentag.

Karl Meinhart kam den Fußsteig entlang, der von Klausendorf nach Jägerstal führte. Zu beiden Seiten des Weges wogte das junge Korn; mit grünen Birkenschleiern winkte der Wald.

Meinhart ging durch den Glanz wie einer, der weiß, daß er da hineingehört. Seine Seele hatte ein Sonntagskleid angezogen. Lange hatte das Leid daran genäht, lange — die letzten Stiche aber hatte das Glück gemacht.

Böhmer kam ihm eine Strecke entgegen. Seine Augen strahlten. „Kommen Sie, lieber Freund, kommen Sie! Erich sitzt im Lehnstuhl am Fenster und schaut unverwandt nach seinem lieben Vater aus. Und Frau Martha vergleicht alle zehn

Minuten die Uhren. Sie hält es mehr mit der im Vorderzimmer; die geht etwas schneller!"

Meinhart drückte ihm beide Hände. „O, Sie wunderbarer Mensch! Wer so wäre —!"

Im Walde blieb Böhmer noch einmal stehen: „Erich wird aber noch viel, viel Liebe und Schonung brauchen!"

„Ich hoffe, es wird langen," sagte Meinhart in seligem Glück. —

Und dann kam ein Wiedersehen, so schön und so heilig, daß Menschenwort sich nicht daran vergreifen soll. — — — — — — — — — —

Seit jenem Sonntagmorgen sind nun sechs Jahre vergangen. Sechs schöne Jahre!

Meinharts wohnen vor dem Tore der Stadt; sie besitzen dort ein eigenes winziges Häuschen. Eine kleine Erbschaft, die ihnen zugefallen, haben sie in dieser Weise angelegt.

Als Erich im Herbst jenes ereignisreichen Jahres zu seinen Eltern zurückkehrte — er hatte bis dahin auf Meinharts eigenste Veranlassung in der Waldschule bei „seinem Herrn Böhmer" bleiben dürfen — traute er kaum seinen Augen.

„Wohin gehen wir denn, Väterchen? Aber Muttel, wohin gehen wir nur?"

„Nach Hause, natürlich, mein Jungchen!"

Und dann hatten sie ihm ihr winziges Reich gezeigt und ihm gesagt, bei ihnen sei alles neu

geworden. „Und das Gärtchen ist Dein. Da darfst Du schalten, wie Du willst!“

„Väterchen!“ Der Junge schrie vor Entzücken.

In das Gymnasium war Erich nicht wieder zurückgekehrt. Böhmer hatte gemeint, wenn er jetzt auch etwas kräftiger sei — bei seinem Mangel an Sprachtalent könnte es ihm dort doch vielleicht wieder zu viel werden.

„Und ich habe mir überdies sagen lassen, daß die einfachern Schulen für den bürgerlichen Beruf bedeutend besser vorbilden,“ war Meinharts Antwort gewesen, und Frau Martha hatte darüber ihre Kaffeetasse niedersetzen müssen; sonst wäre sie ihr aus der Hand gefallen.

Erich allein hatte bei dem Wechsel einen Schmerz: Erwin!

Aber Erwin von Struck blieb ihm auch trotz ihrer verschiedenen Mützen treu; er hatte ihn zu lieb.

Eine große Freude erwuchs Meinharts allmählich durch ihr Gärtchen. Es war, als ob Erich jedes Grashälmchen einzeln darin in Pflege genommen hätte, jede Blume sein Kindchen wäre, sein geliebtes Kindchen. Er schien einen Instinkt dafür zu haben, was jedes brauchte. Und die Blumenkinder dankten es ihm.

Karl Meinhart hatte sich früher nichts aus dem „Kraut“ gemacht. Er kannte von Gartenblumen beinahe nur Georginen und Kaiserkronen, und auch

diese nur, wenn sie blühten. Aber jetzt mußte er schließlich doch einmal sehen, ob die Rosen, die Erich von Sanitätsrat Richter geschenkt bekommen, wuchsen, oder ob die Berberitzen von Herrn Böhmer „angenommen“ hatten. Es war ja auch geradezu notwendig, daß er hin und wieder einmal an Gänge und Beete das Zentimetermaß legte. Wenn so etwas nicht in der Linie ist — —! Wenn dann dazu die Sonne schien, Martha im hellen Kleid mit einer Näharbeit in der Laube saß, Erich sich an den Blumen zu schaffen machte und dabei vor sich hinsang — gewöhnlich summte Martha die zweite Stimme —, dann kam ein Friede über ihn, den er früher nicht gekannt hatte.

Wirklich, man konnte auch als einfacher, schlichter Mann auf dieser Erde glücklich sein! Als einfacher, schlichter Mann! —

Natürlich kam hin und wieder auch einmal eine Trübung.

Ein Bach, dem ein Damm eine neue Richtung gegeben, wird zur Hochwasserzeit wohl immer murrend und grollend gegen seine Steinwand schlagen; aber dann glätten die Wellen sich wieder, und sein Spiegel zeigt die Sonne.

Wenn Meinhart in der Zeitung las: „Gestern fand im hiesigen Heinrichsgymnasium das Abiturientenexamen statt“ — stieg das Wasser bisweilen bedenklich.

Aber die Steinwand hielt fest. Leid und Liebe hatten sie herrlich stark gefügt. Ein paar Tage hindurch gab's ein leises Murren — dann glätteten sich Meinharts Züge wieder, und sein Auge wurde wieder hell.

Übrigens hatte Erich in bezug auf die Schule andauernd zu tun, daß er sich in der „oberen Hälfte" hielt. Der Rektor sagte von ihm, es sei ihm selten ein ähnlicher Junge vorgekommen. „Bei Mathematik kann er einen zur Verzweiflung bringen, bei Botanik in Verlegenheit. Aber gern haben muß man ihn immer."

Zwei- oder dreimal hat Meinhart noch mit Erich die Geduld verloren — und zwar mit Recht. Wenn ein Junge vom dreißigjährigen Kriege zu lernen hat, geht ihn eben ein Blumenkatalog aus Erfurt nichts an, absolut nichts, und selbst Böhmer, der im Seminar der Stadt in großem Segen wirkte, hat, über diesen besonderen Fall angerufen, zu Erich den Kopf geschüttelt und mit eigentümlichem Zucken um die Mundwinkel „Aber Mensch —!" gesagt. — —

So sind sechs Jahre dahingegangen. Sechs schöne Jahre.

Meinharts sitzen in der Laube; sie haben lieben Besuch — Böhmer und Erwin von Struck.

Die Sonne ist im Untergehn. Eine Luftwelle trägt ihnen Flieder- und Narzissenduft zu.

Frau Martha spricht davon, wie schön es gestern bei Erichs Konfirmation gewesen ist.

Erich schaut ins Licht. Wenn er ein wenig blinzelt, erscheint es ihm, als könne man auf einem feinen, goldenen Sonnenstrahl direkt in ein blaues Wunderland reisen, das ganz gewiß dort am Horizont liegen muß.

Böhmer errät seine Gedanken. „Ja, Erich, die Jugend ist schön! Eine reine Jugend ist schön!" —

„Deine Brosche steckt ein wenig schief, Frauchen," sagte Meinhart. „So, nun ist's recht! — Wissen Sie, Herr Böhmer, es liegt mir doch nun schwer auf der Seele, was Erich eigentlich werden soll. Ich hab's bis jetzt immer vermieden —"

„Zum Soldaten wird er nicht das Maß haben," meint Erwin, der sich selbst für den Ulanenleutnant entschieden hat.

Da springt Erich auf. Seine Augen leuchten. Seine Seele glüht. „Gärtner, Vater, Gärtner! Lieber Vater, erlaube mir, daß ich Gärtner werde!"

Es entsteht eine kleine Pause.

„Ich hab's lange gedacht," sagte Martha mit glücklichem Lächeln.

Böhmer nickt. „Ich auch!"

Karl Meinhart zögert noch einen Augenblick. Damals in der Aula — was hat er doch geträumt? Menschenpläne — Spreu im Wind!

Da fangen die Blumen im Garten an zu bitten; vier Augenpaare sind groß, erwartungsvoll auf ihn gerichtet.

Er erhebt sich langsam. „Also Gärtner! In Gottes Namen! Und nun komm an mein Herz, mein Junge, mein Junge!“





Das Märchen, wie ich wieder zu meinem Lachen kam.

Einem Nachbarbüblein erzählt.

Denk' dir, Bübchen, was mir begegnet:
In meinem Garten hat es einmal geregnet
So sehr! So sehr!
Die liebe Sonne war ganz verschwunden.
Doch brauchst nicht zu weinen; 's ist lange her.
Hu, ging der Wind über die Blumen fort!
Hu!
Und brach hier ein Bäumchen ab und dort!

Da sagte zu mir das Lachen:
„Nun bleib' ich nicht länger bei dir!
Deine Rosen sind alle so blaß,
So tränennaß!
Was soll ich noch hier
In all dem Wind und Regen machen?"

Und nahm sein flatterndes Kleidchen hoch
Und lief, und lief.
Und, Bübchen, wie ich rief —
Das Lachen kam nicht wieder.
Ich blieb allein, ganz allein.
Und immer noch rauschte der Regen nieder.

— — — — — — — — — —

Gingen dann Jahre durch das Land.
Der Wind war endlich zur Ruhe gegangen;
Mein Garten lag im Sonnenschein,
Meine Blumen hatten rote Wangen,
Und hin und wieder sah der liebe Gott herein.

Eigentlich, Bübchen, hatt' ich's nun fein!
Aber meinst du, daß ich jetzt froh war?
Nein!
Immer ging ich so still einher mit blassem Gesicht.
Nicht, daß ich böse war. Böse nicht,
Nur traurig.
Hab' immer, immer mein Lachen gesucht —
Und fand es nicht.
Darum hatte ich ein so traurig Gesicht
Und sagte zu allen Leuten jahraus, jahrein:
„Ach, fangt mir doch mein Lachen ein!
Es trägt ein Glöckchen um den Hals,
Und hört ihr es läuten:
„Ha ha ha ha —"
Dann wißt ihr schon, was es soll bedeuten."

Bübchen, da sagten sie endlich: „Ja,
Wir wollen suchen!"
Aber du, die waren ja alle zu groß,
Suchten oben in den Ästen bloß
Und rüttelten
Und schüttelten meine Bäume.
Und Lieder und Träume
Fielen herunter
Und lagen handhoch auf dem Rasen. —
Aber das Lachen war nicht darunter.

Wir wühlten alles, alles um.
Fingen die Lieder an zu singen,
Die Träume zu klingen,
Aber so weh, als ob Regen über die Felder strich.
Da sagten die Leute zu mir: „Wie dumm!
        Weinen können wir auch ohne dich!"
                Und gingen.

— — — — — — — — — —

Und wieder, Bübchen, nach langer Zeit
Saß ich einmal unter einer Buche
        Und dacht' in meinem Sinn:
        „Mein Leben geht nun so hin
                Ohne Lachen!
        Eines Tages bin ich tot,
        Und klopf' ich droben im Himmel an —
Was sollen die Englein nur mit mir machen,
Wenn ich nicht lachen kann?
Ob ich's einmal mit Kindern versuche —?"

Und sprang auf und öffnete die Gartentür
        Und rief mir aus des Nachbars Haus
        Ein paar süße, kleine Mädchen heraus.
                Waren die niedlich —!
        Mündchen so groß
        Wie ein Pfennig bloß!
                Guckaugen wie Sterne!
Legten ihr Händchen in meine Hand,
Als wären wir längst bekannt,
        Und riefen noch ein paar Bübchen herzu,
                So groß wie du.
Die kamen mit Hurra und Peitschenknall;
Mit Trommel- und Trompetenschall.

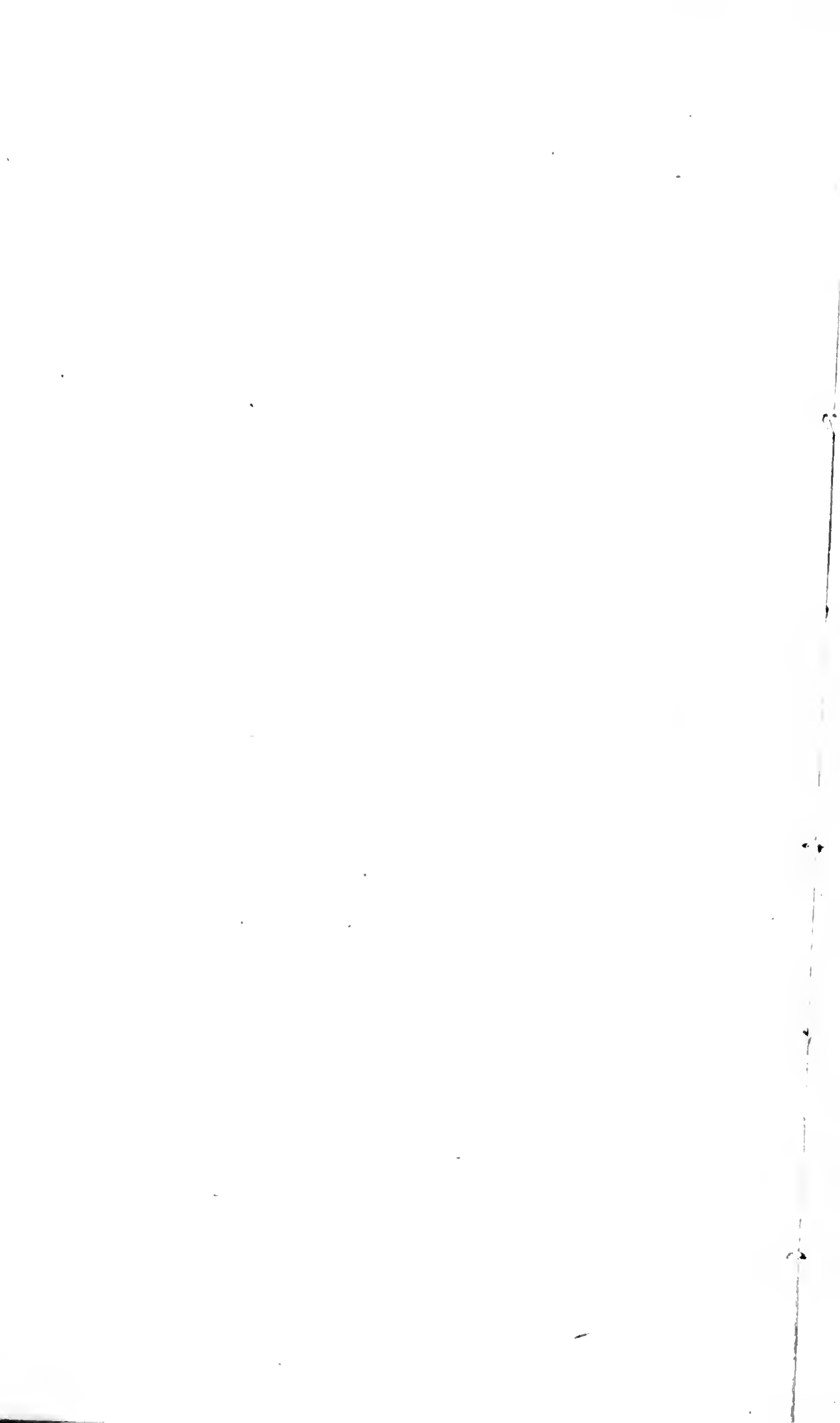
Neckten mich gleich: „Wie langsam du gehst!
Wie drollig du in Träumen stehst!
In unserm Regiment muß das anders sein!“

Ging nun los ein Naschen und Haschen.
Alle hatten sie voll die Taschen —
Voll Beeren und Blumen und Steinchen bunt.
Und mich bepackten sie kurzerhand
Mit Spielzeug und allerlei Tand
Und boten mir lachend — lachend den Mund.
Das war ein Spaß!
Und auf einmal, Bübchen, was war das?
Mitten in all dem Jubel und all dem Trubel,
Da sagt' ein süßes Stimmchen: „Ha ha ha ha!
Guten Morgen! Ich bin da!“

Und, Bübchen, kannst du's glauben?
Es war wirklich da,
Mein Lachen!
Die Kinder hatten's gefunden beim Verstecken
Und seine Füßchen losgebunden aus den Rosenhecken.
Das silberne Glöckchen am Halse hatt' es verraten.

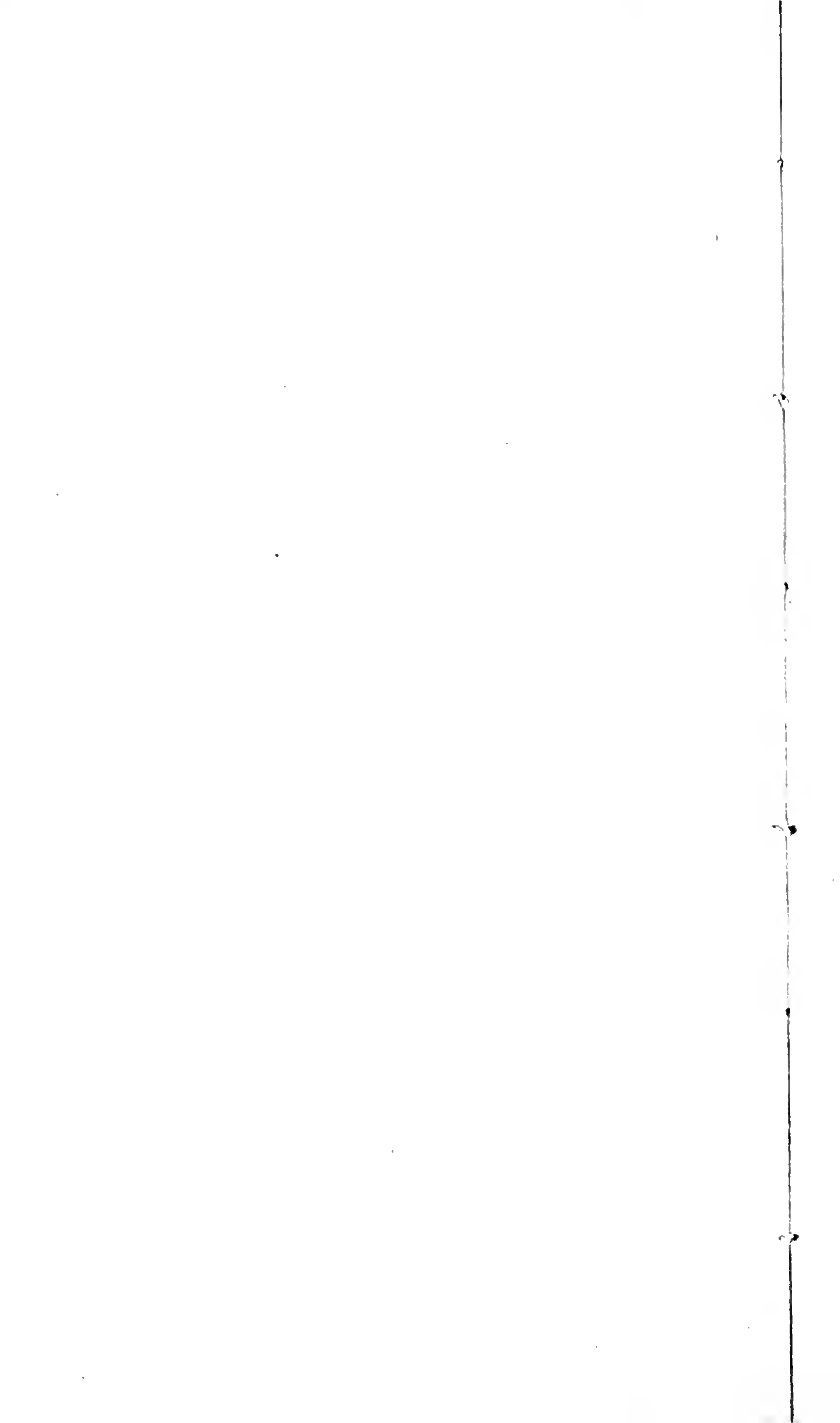
Und selig reicht' es die Händchen mir:
„Es ist hübsch bei dir —
So viel Kinder — —!“

Da war's, als fiele von mir ein Stein.
Und als ob ich aus schwerem Traum erwachte,
Küßt' ich die ganze, holde Schar,
Die in meinem Garten war,
Und lachte
Und lachte!



Inhalt.





Band III: „Zur rechten Zeit“.

Zwei Erzählungen aus der Heimat von

H. Brandstädter.

Königsberger Neueste Nachrichten:

In den Brandstädterschen Erzählungen offenbart sich eine innige Liebe zur Heimat und zum Elternhaus, ein liebevolles Anschauen der Natur und vor allem ein religiöser Sinn. Der Ton einer Volksschrift ist auf das beste getroffen. Brandstädter ist auch als ein echter Jugendschriftsteller auf das beste bekannt. Seine Schriften sind ins Englische, Französische, Holländische und in die Blindenschrift übersetzt worden und werden in Nordamerika als wohlfeile Volksschriften vertrieben; ein Teil von ihnen ist in sämtlichen Schulen des Kantons Solothurn amtlich angeschafft worden.

Band IV: „Festgedichte und Freundesgrüße“

von **Frieda Jung.**

Ostdeutsche Volkszeitung:

Frieda Jung zeigt hier dem Staunenden, daß der echte Dichter auch aus härenen Fäden Seide zu spinnen vermag. Wie sehr versteht sie es, dem rein Gegenständlichen des äußeren Anlasses das Kantige und Harte zu nehmen, alles in dem luftigen Elemente der bildschauenden Phantasie aufzulösen und zu vergeistigen! — — Es ist, als blättere man in einer Mappe Ludwig Richterscher Zeichnungen. Usw.

Ostpreußisches Tageblatt:

Ein Schatz wundervollster Poesie, lauter Perlen, kleine und große, wohl geeignet, das Leben zu schmücken und zu verschönen! Diese Geburtstags-, Weihnachts- und Konfirmationsgrüße, diese Braut- und Hochzeitsgedichte! Nichts von den althergebrachten Wünschen und Versprechen — aber Poesie, eigenartige, köstliche herzerwärmende Poesie! Man muß sie lesen, und die Augen werden feucht, und die Heiligkeit und Innigkeit deutschen Familienlebens werden uns offenbar. Usw.

Band V: „In der Morgensonne“.

Gebunden 75 Pfennig.

Ostpreußische Zeitung:

Sonnig, warm und licht sind diese Kindheitserinnerungen. Man hört in ihnen den Wald rauschen, die Vögel singen und die Quelle plätschern und fühlt etwas Frohes, Gesundes und Gutes im Herzen aufsteigen. Nichts in dem Buch ist weitschweifig, ermüdend oder gar langweilig, Erlebnis reiht sich an Erlebnis und jedes ist mit dem strahlenden Glanz einer seligen Kindheit umwoben. So groß aber die künstlerische Einfachheit des Ganzen ist, so groß ist auch seine Plastik und Anschaulichkeit, alles steht greifbar und leibhaftig vor uns und zwingt uns zur tiefsten Anteilnahme. Usw.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Die 4 von Frieda Jung erschienenen Bändchen sind auch direkt von der Verfasserin (Buddern, Kr. Angerburg) zu beziehen.

Gedichte von Frieda Jung.

Neunte Auflage. Originalleinenband Mk. 3,50.

Zu beziehen durch:

C. Sterzel's Buchhandlung (Gebr. Reimer) Gumbinnen.

Leipziger Illustrierte Zeitung:

Welche Innigkeit spricht aus diesen Liedern, welche Gemütstiefe zeigt sich dort, welche edle Lebensauffassung offenbart sich in ihnen. Die Dichterin wird niemals überschwenglich oder gar süßlich. Die Gedichte, die auch in der Form sehr anmutig und wohl ausgeschliffen sind, machen einen durchaus edlen Eindruck. Als die Äußerungen eines wirklichen Dichtergemüts erquicken und erbauen sie, und damit erfüllen sie die schönste Mission der Poesie.

Monatsblätter für deutsche Literatur:

Die Gedichte von Frieda Jung zeigen Frische, Kraft, Unmittelbarkeit des Fühlens und eine plastische Darstellungsgabe, die ihresgleichen suchen. Viele von den Poesien sind unbedingt Perlen ersten Ranges, die getrost neben die besten lyrischen Erzeugnisse unserer Literatur gestellt werden dürfen.

Druck von Emil Rautenberg, Königsberg i. Pr.

